HEIDELBERGER STUDENTENLEBEN ZU ANFANG UNSERES JAHRHUNDERTS

Eduard Heyck



„Vive Dummer mein Herr Fuchs!“

Heidelberger Studentenleben.

Heidelberger

Studentenleben

zu Anfang unseres Jahrhunderts.

Nach Briefen und Akten

von

Dr. Ed. Heyck.

Heidelberg.
Carl Winter's Universitätsbuchhandlung.
Im Jahre des Universitätsjubiläums
1886.

Inhalt.

Seite:

I.

Wiederherstellung der Universität durch Karl Friedrich von Baden und Heranbildung einer neuen Studentenschaft.

„Wir Karl Friedrich . . . haben bei der neuen Organisation Unserer Universität Heidelberg vor allen Dingen berücksichtigt, daß der Zweck einer hohen Schule ebensowohl auf sittliche als auf wissenschaftliche Bildung gerichtet sein müsse und daß der wahre Wert des Studierenden auf der engsten Vereinigung beider Arten von Ausbildung beruhe". Dieser einfache Satz der älteren akademischen Disziplinargesetze enthält völlig den Geist, in dem der Schöpfer des neueren Badens die Heidelberger Universität aus langem Siechtum zum Leben wieder erweckte. Zu einer Zeit, da überall nur Klagen über die Verwilderung des akademischen Lebens in die Öffentlichkeit drangen, stand sein Entschluß fest, die Hochschule am Neckar, die Perle seiner Krone, wie zur hohen Warte der Wissenschaft, so auch zur Pflanzschule von Sittlichkeit und Wohlanständigkeit zu machen; musterhafte und charakterfeste, in jeder Weise tüchtige Diener seines Staates heranzubilden, sollte ihre wesentlichste Aufgabe sein. Mit Strenge und Milde zugleich wollte er wahrhaft väterlich alles ausschließen, was diesem Ziele sich irgend von Schädlichem in den Weg stellen könnte; jugendlichen Frohsinn und ein heiteres burschikoses Leben einzuschränken lag ihm dabei fern. Das zur schonenden

Überwachung der Studierenden von ihm eingesetzte Universitätsephorat wies er an, es solle sich „von aller strengen Splitterrichterei, womit unschuldige, wann auch dem reiferen Alter geschmacklose Vergnügen gestört und eine schon männliche Gesetztheit und Zurückhaltung von der aufblühenden Jugend erfordert wird, gänzlich enthalten".

Die neuen akademischen Gesetze, welche zuerst im Mai 1805 veröffentlicht wurden, stellen kein bloß systematisches und theoretisches Elaborat dar, sondern sind in langen Vorbereitungen mit außerordentlicher Sorgfalt zustande gebracht. Ebenso wie 1803 kein neuer Lehrkörper an Stelle des alten pfälzischen gesetzt wurde, vielmehr der letztere ganz allmählich durch das Übergewicht der von auswärts berufenen, weit bedeutenderen und thätigeren Professoren ein neuer, ganz anderer wurde, so dienten auch die Formen und Ordnungen der älteren Universität als die Grundlagen, aus denen nach sorgsamer Verwertung vielseitiger praktischer Erfahrungen die Gesetze der nunmehrigen Ruprecht-Karls-Universität, durchdrungen und geformt von dem Geiste ihrer Erneuerer, als ein neues harmonisches Ganze entstanden.

Endlose, aus den letzten kurpfälzischen Zeiten stammende Akten und Gutachten, wie der Universität aufzuhelfen sei, waren mit dieser selbst im Frühjahre 1803 an Baden gekommen. Meistens enthielten diese Denkschriften unfruchtbaren Tadel, positive Vorschläge von deutlicherer Gestalt nur wenige; durch Äußerlichkeiten wollte man das schon in den Kern gedrungene Übel heilen. So war, um ein Beispiel zu geben, geraten worden, durch eine von den Studierenden auf der Brust zu tragende Medaille mit dem Bildnisse Karl Theodors der Universität eine größere Anzahl Jünger zuzuführen und durch dasselbe Mittel der Letzteren Leben und Treiben auf eine höhere sittliche Stufe zu heben. Neben jenen Akten fand ein Promemoria Beachtung, das der raisonierende und unverträgliche Jurist Janson gegen Ende des Jahres 1802 ausgearbeitet und eingereicht hatte.

Am 18. Mai 1804 forderte das Curatelamt für die Universitätsangelegenheiten, an dessen Spitze der Freiherr von Edelsheim stand, den akademischen Senat zu einem Gutachten über die Universitätsstatuten und akademischen Polizeigesetze auf der Grundlage des Vorliegenden auf, wobei in erster Linie das letzte der berühmten 13 Edikte für die badische Landesorganisation, in dem das künftige Unterrichtswesen in den Hauptzügen dargelegt war, Berücksichtigung finden mußte. Der Senat wählte zu diesem Behufe eine aus Wedekind, Daub, Mai, Gatterer und Creuzer bestehende Kommission und hielt am 24. Mai einen öffentlichen Akt in der Aula zur Ankündigung der akademischen Gesetze, wobei der katholische Theologe Schnappinger, der bis zum Dezember 1804 Prorektor war, eine lateinische Rede über „heimliche Gesellschaften der Akademiker und über Duelle" hielt. Während der rüstig fortschreitenden Arbeiten der Kommission und nach dem Abschlusse derselben korrespondierte die Karlsruher Regierung eifrig mit den neu berufenen Dozenten, und die von diesen Männern an anderen Universitäten gesammelten Erfahrungen hatten noch vielfach Einfluß auf die Gestaltung der Gesetze. Freilich verging darüber viele Zeit; unterdessen ward es ein dringendes Bedürfnis, gegenüber den Studenten ein geschriebenes oder vielmehr gedrucktes wirkliches Gesetzbuch zu haben. Endlich im April 1805 lag dasselbe im Druck vor und am 16. Mai lud nunmehr ein Senatsanschlag ad valvas die Akademiker zu der drei Tage später stattfindenden feierlichen Publikation der neuen Gesetze für die Studierenden ein.

Der alte Musensitz am Neckar war im 18. Jahrhundert keine eigentliche Studentenstadt mehr gewesen, sein früheres fröhlich-pfälzisches Wesen schien auf immer verschwunden. Man könnte das ganze damalige Heidelberg seinem verödeten Schlosse vergleichen, in dessen Kellergemache einsam und leer das Wahrzeichen dieses einst so herrlichen, heiteren Fürstensitzes stand, der nun nicht durch Roheit der Franzosen und Brandschaden allein, son-

dern auch durch Nachlässigkeit und Lieblosigkeit der eigenen Besitzer verfallen und unzugänglich geworden, ja fast vergessen **war.** Freilich bestand noch eine Universität, die mit dem ganzen prunkenden Zopf dieser Zeit lange und langweilige Feste feierte; es gab noch Akademiker und Dozenten in Heidelberg, aber das waren traurige Studenten und zum Teil ebenso traurige Professoren; kein Lied vom Heidelberger Burschenleben tönt aus dieser Zeit zu uns herüber, nur der Tourist jener Zeit, der Handwerksbursche, sang in selbstzufriedener Poesie:

Nun adje, Heidelberg!
Bist 'ne rechte Staatsherberg,
Ist ganz still,
Wenn man will
Singen die ganze Nacht.

Nun adje, du werte Stadt,
Weil es ausgeregnet hat,
Mit dem Parableh
Geh ich nach der See,
Wenn ich komm vom großen Faß.

Die eigentliche Stadt reichte am Anfang des Jahrhunderts von dem zu Ehren Karl Theodors erbauten Prunkthore im Osten bis zum sogenannten Mittelthor. Dieses letztere erhob sich, wo die Hauptstraße von Osten auf den jetzigen Ludwigsplatz mündet, ein massiver, ziemlich hoher Turm, oben von einer Galerie umgeben und von einem Zopfhelm gekrönt. In gleicher Linie mit dem Mittelthor lag an dem genannten Platze, der damals der Paradeplatz hieß, die Universität, das noch jetzt stehende, am Anfang des 18. Jahrhunderts errichtete Gebäude, zu jener Zeit noch ohne den — ganz neuerdings besonders liebevoll bedachten — Dachreiter mit der Uhr. An der Nordseite dieses mit Bäumen bestandenen Platzes, zwischen der Marstallstraße und dem Mittelthor, befand sich die mit Ketten abgesperrte



„Mein Sohn soll Superintendent werd'n —"



stattliche Hauptwache. Vom Paradeplatz nach Westen bis zum Mannheimer Thore dehnte sich die lange und schmale Vorstadt, die bezüglich der Ordnung und nächtlichen Ruhe keines sonderlichen Rufes genoß. Luftiger freilich und etwas schöner gebaut war sie, als das alte Heidelberg, in dessen engem Häuser- und Gäßchengewirre noch das düstere Gebäude des vormaligen Karmeliterklosters nahe am Karlsthor und die Ruinen des Franziskanerklosters auf dem jetzigen Karlsplatze standen. Hier in der Nähe lag ein beliebtes Gasthaus, der „Ochse"; den ersten Rang allerdings als das Absteigequartier fast aller berühmteren Reisenden beanspruchte der bequem am Stadteingange beim Brückenthor gelegene „Hecht".

Erst die Erneuerung der Universität und besonders der Anfang des Wintersemesters 1805/6 brachte aufs neue, wie in den alten Zeiten, nach Heidelberg Scharen fremder, zumal auch norddeutscher Musensöhne, die nun wieder ein fröhliches, jugendfrisches Treiben in das still gewordene Städtchen brachten und noch einmal die veralteten Formen des Heidelberger Studentenlebens, die Orden, mit burschikosem Sinne zu erfüllen suchten.*)

*) Die Heidelberger Universitätsbibliothek besitzt als Geschenk des Herrn Verlegers einige getuschte Federzeichnungen, die mit großer Wahrscheinlichkeit von dessen Vater herrühren und in ihrer lebendigen, schalkhaften Auffassung direkt als zeitgenössische Darstellungen in Gewohnheiten und Geschmack Heidelberger Studenten zur Zeit der Freiheitskriege zurückversetzen; sie sind in Lichtdruckreproduktion hier beigefügt. Das erste dieser Blätter (neben dem Titelblatte) führt zur Zeit des Semesterbeginns vor die alte Brücke; mit dem Ziegenhainer und auf Schusters Rappen ziehen zwei Akademiker in die Musenstadt ein, zur rechten der alte Bursch mit Cerevis und mächtigem Säbel, ihm zur Seite der krasse Fuchs, aus dessen gläubigem Augenaufschlag die sonnenhelle Seligkeit des Fuchsentums leuchtet, die bei den eindringlichen Schilderungen des andern vor der erwartungspochenden Seele aufsteigt. Einen zweiten Neuling, der gar unschuldig aus dem Wagen blickt, bringt der „lederne Postillion"; sicherlich ist es der Herr Papa, der ihm gegenüber auf dem Vordersitze eingenickt ist. Irrt man, wenn man in der Anmeldungsscene im Studierzimmer (Abb. II.)

Die Orden waren in der zweiten Hälfte der vorigen Jahrhunderts die dominierende Form, Vereinigungen, die nicht so sehr voll dunkler Tendenzen steckten, aber in dieser Zeit der neueren Rosenkreuzer und des Signor Balsamo alias Grafen Cagliostro doch ein gewisses Mysterium um sich zu hüllen strebten, gerne mit den Freimaurern Connex suchten oder fingierten und mit ihrer Geheimthuerei allerdings das erreicht haben, daß man heutzutage nicht viel Zuverlässiges mehr über sie erfahren kann. Neben ihnen waren um die Wende des Jahrhunderts die Landsmannschaften wieder emporgekommen, die wie einst die „Nationen" ihre Mitglieder aus geographischen Werbebezirken bezogen, welche die Landsmannschaften jeder Hochschule mehr nach statistisch-praktischen Gründen, als systematisch, und ohne tiefer gehende Berücksichtigung ethnographischer oder politischer Unterschiede unter sich absteckten.

An der Heidelberger Hochschule bestanden bei ihrer Reorganisation zwei aus der älteren Periode rührende Orden, die Constantia und die Harmonia, noch kurze Zeit als die einzigen Verbindungen fort. Schon im Laufe des Jahres 1804 erlagen die Harmonisten dem allgemeinen Zuge in der Studentenschaft, der zur Bildung der partikularistischen Landsmannschaften drängte; am Anfang des Jahres 1805 standen 2 solche, die der „Badenser" und der „Rheinländer" den vereinsamten Vertretern des Alten, den Constantisten, zum erbitterten Kampfe gegenüber. Zu dieser Zeit war der Orden noch stark und von allgemeinem Ansehen; so sagt auch ein das Sichandrängen liebender Professor in den unerbetenen Eröffnungen über studentische Verbindungen, die er Edelsheim machte: „Ausgemacht ist es, daß die Mitglieder der Constantia die artigsten, gebildetsten und gesittetsten Studenten sind". Senior war damals Mühlenbruch aus

das Paar aus der Kalesche wiederzuerkennen glaubt, den Sohn auch auf der dritten und schließlich, nachdem aus dem schüchternen Fuchs ein strammer Student geworden, auch in der vierten Skizze zu finden meint?

Rostock, der später als Rechtsgelehrter einen hervorragenden Namen gewann; neben Mecklenburgern und anderen Norddeutschen gehörten auch Rheinländer und Badenser dem Orden an. Natürlich fiel dieser letztere Punkt den beiden vorhin genannten Landsmannschaften am meisten ins Auge, da sie diese Studenten als ihnen selbst entzogene Mitglieder betrachten konnten, und der ursprüngliche Streit des Prinzips ward so nicht wenig verschärft.

Anfangs überschritt die Parteierbitterung die Grenzen studentischen Brauches nicht, zahlreiche Paare traten auf die Mensur, um mit dem ehrlichen Schläger die Sache ihres Bundes zu verfechten. Aber bald wurden weniger anständige Auftritte ruchbar: scharfe Schlägereien hatten stattgefunden, ja selbst in die Wohnungen einzelner Constantisten waren Rotten der raufgierigen Gegenpartei gedrungen. Jeden Abend bei anbrechender Dunkelheit und tief in die Nacht hinein schallte durch die damals noch unerleuchteten Straßen, vor den Kneipen und den Häusern das Geheul der Badenser und Rheinländer: «Pereat Constantia!»

Die Constantisten wurden den akademischen Behörden nun bekannt, die schuldigen Landsmannschafter blieben im Verborgenen, nur die Namen ihrer Verbindungen hatte die Regierung durch die erwähnte Denunziation erfahren und benutzte die so erlangte Kenntnis. Am 30. März 1805 erging ein scharfes Edikt Karl Friedrichs, das den Orden und die beiden Landsmannschaften schuldig sprach und jegliche Verbindungen ein für allemal aufhob. Eine Strafe sprach es nicht aus, doch mit eindringlichen und strengen Mahnungen warnte es vor der Erneuerung der nunmehr verbotenen Verbindungen. Dies war anderthalb Monate vor der Publikation der akademischen Statuten und Gesetze gewesen, auf die wir nun noch einen orientierenden Blick zu werfen haben.

Das Generalstudium, wie die Universität anfänglich noch genannt wurde, zählte 5 Fakultäten: die theologische, die staats-

rechtliche (juristische), die medizinische, die staatswirtschaftliche, hervorgegangen aus der pfälzischen Kameralschule, und die philosophische oder humanistische. Die katholische Abteilung der theologischen Fakultät wurde, als durch den Preßburger Frieden auch Freiburg an Baden kam, mit der Fakultät der oberländischen Universität vereinigt. — Die Studenten waren von der Zivilgerichtsbarkeit nicht ausgeschlossen, daher fanden allgemeine polizeiliche Verordnungen auch auf sie Anwendung. Aber zunächst standen sie nach Maßgabe ihrer besonderen Gesetze unter dem akademischen Gerichte, das in allen Beziehungen mit den badischen Hofgerichten in eine Stufe gestellt war; waren Studenten durch Hofmeister begleitet, so mußten auch diese das akademische Bürgerrecht erwerben, Bediente von Studenten konnten sowohl vom Universitätsgericht wie von den Zivilbehörden gemaßregelt werden. — Der Prorektor war, so lange er im Amte stand, auch im Range das erste Glied der Universität, er war Vorsteher des Senats und des Gerichts. Zusammen mit dem Syndikus richtete er einfache disziplinare Vergehen, dem Senat legte er bedeutendere Vorfälle vor; zur gemeinsamen Voruntersuchung solcher polizeilicher Vergehen, in die Studenten gemeinsam mit Nichtstudenten verwickelt waren, war eine Polizeikommission bestellt, die aus ihm als Vorsitzendem, einem Professor der juristischen Fakultät, dem Stadtdirektor und einem Stabsoffizier der Garnison bestand. Daneben sollte das akademische Ephorat die Stelle der Eltern gegenüber den Studenten vertreten, indem es den Wandel derselben überwachte und alle zu Ausschreitungen Geneigten mit Liebe und Ernst privatim auf den rechten Weg zurückführte, ehe es dem Senate Kenntnis gab. Dieses Institut freilich erreichte seinen Zweck durchaus nicht; drei Jahre später teilten die Ephoren dem Prorektor mit, wenn sie diejenigen Mensuren, von denen sie persönlich erführen, zu hindern suchen oder dem Senat darüber Mitteilung machen wollten, so würden sie das letzte Ansehen bei den Studenten verlieren.

Drei Strafen hatte die akademische Gerichtsbarkeit für die in ihre Kompetenz fallenden Vergehen zur Verfügung: die Relegation, das consilium abeundi und die Haft im Karzer. Die Grade der ersteren Entfernungsstrafe wurden erst 1807 auf Anfrage des Senats von dem großh. Landespolizeidepartement bestimmt: einfache Relegation bestand von da ab in der Ausweisung auf 2 bis 4 Jahre, sie wurde den Eltern mitgeteilt und in Heidelberg angeschlagen; ward diese Strafe zugleich auch andern Universitäten angezeigt, so hieß sie „öffentliche Relegation"; bei der „geschärften" kam zur öffentlichen Relegation noch irgend ein sonstiges hinzu: die Meldung an die Obrigkeit des Bestraften, Entfernung auf länger als vier Jahre, Haft, oder falls die staatlichen Gesetze dies an die Hand gaben, die Ehrloserklärung. Das consilium abeundi, eine in vielem gemilderte Strafe, hatte nach einer Feststellung von 1806 eine Wirksamkeit von höchstens drei Semestern. Kartells mit andern Hochschulen über die Bekanntmachung der Strafen ging Heidelberg erst 1810 ein, nachdem Reizenstein als Kabinetsminister einen derartigen Vorschlag des Tübinger Senats an die Landesuniversitäten überwiesen hatte; die damals getroffenen Vereinbarungen waren keine gleichartigen, da an den Universitäten sehr verschiedene Auffassungen bezüglich der Strafen bestanden. —

Die Streitfrage über die Studentenverbindungen ausführlicher zu erörtern ist hier nicht der Ort. Darin aber, hoffe ich, werden mit mir die meisten übereinstimmen, welche in einer Universitätsstadt sich aufhaltend ihre Aufmerksamkeit sorgfältig und ohne vorgefaßte Abneigung dem Leben auf der Hochschule zugewandt haben, daß die Gliederung der Studenten in Korporationen ein wichtiges, wenn nicht notwendiges Mittel derjenigen allgemeineren geistigen Ausbildung und Charaktererziehung ausmacht, welche man im besten Sinne von dem Aufenthalt auf der Universität erwartet, daß jene also aus dem Bedürfnis des akademischen Lebens selbst hervorgegangen sind und deshalb, so

lange das letztere das gleiche bleibt, trotz aller Anfeindungen nicht aufhören werden zu bestehen. Man suche nur die Verbindungen zu unterdrücken, die Studierenden werden doch nicht von jenen lassen, dann wird das Verweilen in einer solchen im geheimen fortlebenden Verbindung das größere Übel verursachen, sie an eine fortgesetzte Ungesetzmäßigkeit und Hehlerei zu gewöhnen. So erscheint es doch als eine erfreuliche Besserung, daß heutzutage die Verbindungen unter der oberen Aufsicht der Behörden und der noch wirksameren der öffentlichen Meinung ungehindert und offen bestehen.

Karl Friedrich verwarf die Studentenverbindungen durchaus. Sein Land hatte keine Universität besessen, ehe er selbst der Schirmherr Heidelbergs und Freiburgs wurde; nie hatte er selbst einen tieferen Einblick in das Burschenleben gethan. Nur sobald einmal auf irgend einer Universität ein studentischer Unfug geschah, so war das vergrößernde und verallgemeinernde Gerücht solcher Exzesse auch in das stille, abgezirkelte Karlsruhe gedrungen; das allgemeine Urteil mußte notwendig irregeführt werden, das nur aus den sich wiederholenden Nachrichten dieser Art schöpfte. Wie wenigen war es damals überhaupt vergönnt, hinter die burlesken Äußerlichkeiten und das laute Gebahren dieser Verbindungen zu sehen, hier die hingebende, alles andre hintenansetzende Treue gegen das gewählte Panier zu beobachten und die straffen Gesetze zu erkennen, die diese überkräftige Jugend sich selbst gesetzt hatte und denen sie sich in unbedingter Disziplin beugte; alles das zu sehen ward die Außenwelt durch die Verfolgungen gehindert, in denen jene lebten und die die Entfaltung des Guten in ihnen zu hindern drohten. Nichts wurde sorglicher, feierlicher vor den nachspürenden Anfeindungen geheim gehalten, als die Regel der Verbindung, ihr Komment, der ihnen selbst das Höchste, den Behörden die Wurzel alles Übels galt. Im allgemeinen muß freilich zugegeben werden: dem hohen Ideale, welches der Großherzog von dem Leben eines auf die Wissen-

schaften gerichteten, ernsten Jünglings hatte, entsprach das ganze Thun eines Verbindungsstudenten in den ersten Semestern nur sehr wenig, aber darum waren die einzeln lebenden Akademiker auch noch keine Musterstudenten. Noch eines kam zu allem Obigen hinzu: Schon vor Beginn unseres Jahrhunderts, nicht erst mit Kotzebue's Ermordung, wie man wohl gemeint hat, hatte man begonnen, in den Studenten die Träger staatsgefährlicher Theorien und Absichten zu erblicken, und sie, wo sie sich zusammenschlossen, nicht ohne diesen Argwohn zu betrachten; das bezeugen schon an Karl Theodor gerichtete Verbesserungsvorschläge, welche in erster Linie bei den Vereinigungen der Akademiker die von dem revolutionären Frankreich ausgehenden Ideen wittern, das beweist aber auch das jedesmalige thörichte Erschrecken des badischen geheimen Rates, wenn das Kollegium von einer gelegentlichen „Zusammenrottung von Akademikern" Anzeige erhält.

Bei der Beratung über die akademischen Gesetze in der Senatskommission erklärte Wedekind, der von der pfälzischen Zeit her die Heidelberger Studentenverhältnisse kannte, er sähe außer dem partikularistischen Wesen der Landsmannschaften keinen Unterschied zwischen diesen und den Orden. Aber dies war keineswegs die allgemeine Ansicht: die Orden waren seiner Zeit durch das Gutachten einer Reichskommission feierlich verdammt worden und flößten seitdem eine ganz besondere Furcht ein. Auch die neuen Gesetze von 1805 hielten daher einen strafrechtlichen Unterschied aufrecht. Sie untersagten zunächst alle und jegliche Verbindungen, da solche eine „reichhaltige Quelle von Mißbräuchen, von Geld- und Zeitverlust, ja nicht selten von verkehrten Grundsätzen und Sittenverderbnis, in jedem Falle aber von Uneinigkeit oder Zwietracht und schädlichem Parteigeiste" seien. Die Orden als verborgene Gesellschaften, welche sich durch dunkle Eide zu gewissen Zwecken verbänden, bedrohten sie mit stärkeren Strafen als die Landsmannschaften, von denen ebenfalls ein geheimer Zweck, jedoch ohne gruseliges Beiwerk, voraus-

gesetzt wurde. Auch alle andern noch so losen Vereinigungen waren verboten; gestattet war nur, daß Akademiker sich zu speziellen einmaligen Veranstaltungen, etwa zu einem Fackelzuge oder einem Balle, natürlich mit besonderer Erlaubnis des Senats, zusammenthun konnten.

Stiftern und Senioren von Verbindungen drohte unter allen Umständen die Ausweisung aus Heidelberg. Zu den Eigentümlichkeiten der Korporationen rechnete man auch einen Statutenparagraph, welcher besage, daß die betreffende Verbindung von dem Moment an aufgelöst sei, in dem über sie eine Untersuchung verhängt werde; es geschehe dies, damit die Mitglieder beteuern könnten, keiner Verbindung anzugehören. Die Verfasser der akad. Gesetze dachten dem verborgenen Feinde dadurch beizukommen, daß sie alle dem Bunde geleisteten Eide für nichtig erklärten, sie suchten ferner den Eintritt überhaupt durch Reverse zu verhindern, welche die Studenten schon vor der Immatrikulation abzugeben hatten. Hierdurch bedroht, erfanden die Verbindungen andre Nichtigkeitserklärungen und allerlei reservationes mentales, so daß am Ende aus dem Ganzen eine recht bedenkliche Verwirrung über den Wert des abgegebenen Wortes entstehen mußte.

Wir wissen, daß schon vor der Publikation der Disziplinargesetze die bestehenden Verbindungen in Heidelberg aufgehoben waren. Karl Friedrich würde unter keinen Umständen ihre Erneuerung, trotz aller sonst gegen die gelegentlichen Unordnungen bewiesenen Nachsicht, je geduldet haben; in diesem Punkte forderte er die strenge Schärfe der Gesetze, von deren völliger Durchführbarkeit er überzeugt war. Ihm ist die innige Freude, die er an dem Gedeihen seiner Lieblingsschöpfung empfand, durch keine Enttäuschung in dieser Richtung gestört worden; als man zum erstenmal im Jahre 1810 in Karlsruhe erfuhr, daß seit 5 Jahren in Heidelberg Landsmannschaften bestanden, hatte der Großherzog die Zügel der Regierung schon aus den müden Händen gegeben.

Die Schlägermensur war durchaus gewöhnlich, ja in allgemeinerer Übung als heutzutage. Ob man schon damals innerhalb der Studentenschaft das Duell im Prinzip verwarf, kann ich freilich nicht sagen. Jedenfalls aber gab es zu jener Zeit noch nicht den leidigen Zwiespalt zweier großer für sich paukender Parteien, der dritten hätte zu gute kommen können, welche die Furcht vor der blanken Klinge hinter der theoretischen Phrase bargen; dem Feigling drohte der weitwirkende, weil nur selten und wohlerwogen angewandte Verruf, der den geselligen Verkehr des einzelnen vollständig vernichtete; ich habe nicht gefunden, daß er zu jener Zeit in Heidelberg wegen eines Falles von Satisfaktionsverweigerung verhängt worden sei. — Man paukte in den Studentenwohnungen, wenn der Platz dort ausreichte, sehr viel auch in dem Saale einer nahe beim Schießthor gelegenen Wirtschaft. Oder es ging hinaus zur Hirschgasse, nach Neckargemünd oder nach Schwetzingen; nicht selten diente als Mensurplatz auch eine grüne Waldwiese mit klarem Bergquell. Das Rappier ward im Gange mit wagerecht vorgestrecktem Arm geführt, der Sekundant hatte die gleiche Auslage; abgeführt wurde ziemlich leicht, da im allgemeinen die Losung galt:

Hat ein Schmiß gesessen,
Ist der Tusch vergessen
Von dem kreuzfidelen Studio.

Ärztlichen Beistand leisteten ältere Studenten der Medizin und das Scharpiezupfen war eine häufige Beschäftigung in den häuslichen Mußestunden der Füchse.

Dieses ganze frische und fröhliche Mensurwesen, zugleich das Mittel der raschen Sühne und der Sicherung gegen Roheit und Knotenart, wie sie in den festen Regeln des Komments lag, wollten die akadem. Gesetze mit einem Schlage aus der Welt schaffen: „Duelle sind ohne Ausnahme auf das schärfste untersagt". Außer den Paukanten sollten alle, die in irgend welchen

Beziehungen zu einer Mensur standen, wenn auch gelinder, bestraft werden.

Hier ging es nun aber wie mit den Gesetzen über die Verbindungen und die Verordnungen prallten ohne weiteres an dem studentischen Herkommen ab. Die aus altgermanischer Kampfesfreude hervorgegangene, — man möchte sagen — nationale Lust am Waffenspiel war in den Begriffen, den Gemütern der Studenten mit den hohen Geboten der Standesehre zu einem unerschütterlichen Ganzen verschmolzen, das äußeren Einwirkungen nicht zugänglich war; die Studenten mochten allenfalls über den Zweikampf philosophieren, aber durch andre ließen sie nichts daran ändern. Die Verordnungen nahm man gleichgültig hin, denn man war sie gewohnt; wer auf die Mensur ging, dachte gar nicht daran, daß er das Gesetz verletze, unter das er sich gestellt; viel weniger hat zu allen Zeiten ein solcher die angedrohte Strafe gefürchtet.

Was sonst in Übung war, zeigen andre Disziplinarverbote. Gegen das öffentliche Waffentragen und das Rauchen auf der Straße und im Universitätsgebäude richteten die wiederholten Disziplinarverbote nichts aus, nicht viel mehr gegen das Mitbringen von Hunden in die Auditorien. (Abb. III.). Uniformen durften alle tragen, welche sich über die heimatliche Berechtigung dazu auswiesen; farbige Kokarden die Angehörigen solcher Nationalitäten, bei denen ein derartiges Abzeichen als ein Teil des landesüblichen Kostümes galt. — Verlöbnissen und Eheversprechungen seitens Studierender wurde durch die akad. Statuten unter allen Umständen jegliche Verbindlichkeit abgesprochen. — Die härteste Strafe betraf das bekannte Mittel akademischer Lynchjustiz: mit geschärfter öffentlicher Relegation sollten diejenigen belegt werden, die einen Kommilitonen mit „einem auf der Pflanzschule der sittlichen Bildung höchst unanständigen Ausdrucke gleichsam für ehrlos“ erklären würden. — Auch darüber war beraten worden, ob nicht die Hausschlüssel den Studenten



Beziehungen zu einer Mensur standen, wenn auch gelinder, bestraft werden.

Wie ging es nun aber mit den Gesetzen über die Verbindungen und die Verordnungen prallten ohne weiteres an dem [illegible] Herkommen ab. Die aus altgermanischer Kampfesfreude hervorgegangene — man möchte sagen — nationale Lust [illegible] war [illegible] den Begriffen, den Gemütern der Studenten [illegible] Standesehre zu einem un[illegible] das äußeren Einwirkungen [illegible] machen allenfalls über [illegible] durch andre ließen sie nichts [illegible] nahm man gleichgültig hin [illegible] wer auf die Mensur ging, dachte gar nicht daran, daß er das Gesetz verletze, unter das er sich gestellt; viel weniger hat zu allen [illegible] ein solcher die angedrohte Strafe ge[illegible].

[illegible] andre Disziplinarverbote [illegible] und das Rauchen auf der [illegible] achteten die wiederholten [illegible] viel mehr gegen das Me[illegible] [illegible]aciterien (Abb. III.). Univer[illegible] sich über die heimatliche Gerech[illegible] [illegible] die Angehörigen solcher [illegible] denen ein derartiges Vergehen als ein Teil der landes[illegible] Rohheit galt. — Verlobungen und Eheversprechungen seitens Studierender wurde durch die akad. Statuten unter allen Umständen jegliche Verbindlichkeit abgesprochen. — Die härteste Strafe betraf [illegible] bekannte Mittel akademischer Landschaften mit geschärfter [illegible]licher Relegation sollten diejenigen belegt werden, die einen Kommilitonen mit „einem auf der Pflanzschule der sittlichen Bildung höchst unanständigen Ausdrucke gleichsam für ehrlos“ erklären würden. — Auch darüber war beraten worden, ob nicht die Hansischtafel den Studenten

5.



Der Aufstreichung ins Colleg.

gänzlich zu entziehen seien; dieser Vorschlag war aber schließlich doch verworfen worden.

Man hat schon gesehen, daß die akad. Gesetze in manchen Punkten nicht gehalten wurden und fragt, wie der akad. Senat sich dem Vorwurfe hat aussetzen können, er überwache nicht strenge genug ihre Ausführung. Hier ist nun zunächst zu sagen, daß Prorektor und Senat die ihnen zu Ohren gekommenen Unfolgsamkeiten, die sie nicht mehr verhindern konnten, stets untersucht und mit der vorgeschriebenen Strafe belegt haben, und daß sie wenigstens in unsrer Periode sich jedesmal des schließlichen Beifalls des Ministeriums resp. des Großherzogs zu erfreuen hatten. Unausgesetzt beobachtete der Oberpedell Krings die Studenten, mit vielem Erfolge fahndete er besonders auf Mensuren; mit dem Amte der Professoren aber hätte es sich schlecht vertragen, wäre ihnen zugemutet worden, etwaigen studentischen Unordnungen, von denen sie sonst keine Kunde hatten, mit besonderen Listen nachzuspüren. Anders freilich stand hierzu der Prorektor.

Dessen Amt war ein mit Geschäften und Mühseligkeiten vollauf gesegnetes. Ein einziger tüchtiger Mann, der schon genannte Krings, stand ihm, soweit es sich um die Sorge für die akademische Disziplin handelte, zur Seite; die beiden andern Pedellen konnten zum Polizeidienste nicht verwandt werden, da sie nur zum Kanzlisten resp. Bibliotheksdiener taugten. So hatte er eine sowohl zum Vorbeugen und Untersuchen, wie zum Einschreiten völlig ungenügende Polizei zur Verfügung. Desto mehr wurde seine eigne Person in Anspruch genommen. Auf den öffentlichen und Studentenbällen mußte er jedesmal bis ans letzte Ende ausharren; schickten sich ein paar Studenten zu einer Ausfahrt an, so eilte das Haupt der Universität an das Stadtthor, um hier die Wagen nach Schlägern zu visitieren; gab es irgendwo in der Stadt oder Vorstadt einen nächtlichen Lärm oder Unfug der Studenten, stritten sich letztere mit Bürgern oder mit dem Militär, so holte man den Geplagten aus dem Bette

oder einer Abendgesellschaft; dann mußte er auf dem Schauplatz erscheinen, um den Sachverhalt festzustellen, die Gemüter zu beruhigen, gegen die Schuldigen einzuschreiten; er konnte dabei selbst ins Handgemenge kommen.

Zu diesen äußeren Gründen kam noch ein andres Moment für das Verhalten des Senats hinzu. Die von auswärts berufenen Professoren hatten eine, wenn nicht verwilderte, so doch über alle Gebühr verwöhnte Studentenschaft vorgefunden. Die unregelmäßig und schlecht bezahlten Dozenten der letzten pfälzischen Zeiten waren nur zu sehr auf die Kollegiengelder der Studenten angewiesen gewesen, sie hatten daher zum Teil diese oft durch Nebendinge angelockt, ihnen alles hingehen lassen und so bald sehr an Achtung eingebüßt. Andrerseits hatten sie selbst vor dem Korpsgeist der nach außen stets einigen Studenten einen gewaltigen Respekt. Sehr gerne wurde darum jetzt sowohl in Karlsruhe, wie von seiten der Professoren der Zufluß norddeutscher Studenten nach Heidelberg gesehen, der bald ein außerordentlich lebhafter wurde und durch die napoleonischen Kriege wider Erwarten eher gefördert als gemindert wurde. Mehrfach ward nach der Residenz gemeldet, nicht nur von Universitätsgliedern, sondern auch von Kommissionen und Beamten, daß das kontrastierende Benehmen der „ausländischen" Akademiker einen sehr günstigen Einfluß auf die badischen ausübe. Abgesehen davon wußte man die pekuniären und anderen Vorteile wohl zu schätzen, die der Aufenthalt so vieler zum guten Teil vornehmerer und reicherer Fremden der Universitätsstadt brachte; der Großherzog selbst las in den Frequenzberichten mit Vergnügen die steigende Anzahl der aus Norddeutschland und den russischen Ostseeprovinzen stammenden Grafen und Barone, welche die berühmte Rechtsschule herbeigelockt hatte. Nun aber waren gerade diese meist von Göttingen übergesiedelten Elemente, die nichts zwang in Heidelberg zu bleiben, die hauptsächlichsten Träger des Verbindungs- und Duellwesens.

Dem gegenüber war die Lage der Senatsmitglieder eine schwierige. Sie hatten in erster Linie die von Karl Friedrich gewollte hohe sittliche Stellung der Universität herzustellen und zu erhalten, andrerseits aber auch für den Flor der letzteren zu sorgen. Bei genauerer Betrachtung gewinnt ihre Stellungnahme immer mehr. Den meisten Professoren erschienen die flotten Burschen mit den Narben in den kecken Gesichtern darum nicht übler, gerade solche von werter Seite an sie empfohlenen jungen Leute zogen sie vielfach persönlich näher heran, aber sie waren keineswegs gesonnen disziplinarische Vergehen nicht zu bestrafen. Wenn die studentischen Verbindungen verborgen weiter bestanden, so können wir nach dem vorhin über die akademische Polizei gesagten dem Prorektor und Senat das nicht zur Last legen; die Duelle haben sie freilich ebensowenig ganz ausgerottet, aber doch eine große Anzahl derselben durch Abnahme von Versprechen, Versöhnung der Parteien oder direktes Einschreiten gehindert. Es wäre überhaupt unmöglich gewesen, nach der langen, unthätigen Schlaffheit plötzlich die äußerste Strenge walten zu lassen; das hätte den überraschten Studenten grausam geschienen und würde doch keinen Zweck erreicht, nur die Fremden, welche den Ton verbessern helfen sollten, verjagt haben. Wie nun die akademische Behörde so mit Mäßigung und kluger Schonung vorging, konnte das nicht unmittelbar Unterrichteten leicht als eine übel angebrachte Milde erscheinen, die leise Bevormundung der Regierung, die sie sich aus näherer Einsicht gestattete, als Opposition gedeutet werden. Die nach einigen Jahren, zu der Zeit, von der der blühende Aufschwung der Universität datiert, vollzogene innere Wandlung in der Studentenschaft billigt das Gesamtverfahren des Senats glänzend; aber leichter wäre dies Resultat erreicht, viel Ärger und viele Auseinandersetzungen wären erspart worden, hätten der Thätigkeit der akademischen Behörde nicht mehrere Elemente hemmend im Wege gestanden.

Da war zunächst der oberste Staatsbeamte Heidelbergs, das damals, wie auch Mannheim, in der badischen Pfalzgrafschaft einen von den Landvogteien eximierten Bezirk für sich bildete, der Stadtdirektor. Bis vor kurzem hatte dieser in unbestrittener Würde an der Spitze des Ganzen gestanden, jetzt sah er neben sich eine zweite Gewalt auftauchen, die seinen Machtbezirk erheblich zu schmälern, seine Autorität zu untergraben drohte, die akademische Gerichtsbarkeit über die Studenten und deren Anhängsel, und das schmerzlichste war, daß durch die Einsetzung der gemischten Polizeikommission der Stadtdirektor von der Regierung selbst unter den vorsitzenden Prorektor, in eine Reihe mit den übrigen Beisitzern gestellt war. Zu dem heimlichen Groll darüber kam: Heidelberg wurde erst jetzt Studentenstadt und wie die Bürger, so war auch ihr Oberhaupt noch nicht gewöhnt, die etwas lauten, degenklirrenden Studententrupps umherziehen zu sehen; alle Renommistereien wurden leicht ernsthaft genommen und daher konnte sich bald eine unmotivierte und unbestimmte Furcht entwickeln. — Nun war der in den ersten Jahren der Ruperto-Carola in Heidelberg regierende Stadtdirektor — sein Name werde durch B. bezeichnet — ein hitziger, jähzorniger und oft unüberlegter Mann, der, wie tüchtig er auch vielleicht sonst seinen Bezirk verwaltete, sich durchaus nicht in die neue Lage zu schicken wußte, welche bei einem Beamten von männlichem und besonnenem Charakter durchaus noch zu keiner inferioren geworden wäre. Da jetzt aber ein bureaukratisches Wesen das am wenigsten angebrachte war, wurde die Lage des Stadtdirektors, dem Gradheit und Mut, die Erforderniſſe des persönlichen Verkehrs, am meisten abgingen, gar bald eine klägliche. Das freie und würdige Benehmen der Prorektoren, die ihn durchschauten, aber alle erdenkbare Rücksicht auf ihn nahmen, war weit entfernt, ihn ins richtige Geleise zu bringen, es verwirrte und ärgerte ihn zugleich. Das hat ihn dann zu Verleumdung und Intrigue gebracht, wie wir später sehen werden,

aber wenn ihn die Regierung auch zurecht wies, so sind doch gerade in die Zeit, wo der Senat und an dessen Spitze Thibaut Wohlwollen und Energie zugleich auf die Heranbildung einer gesitteten Studentenschaft gerichtet hatten, die Störungen durch B. gefallen. In der darauf folgenden Zeit wurden solche inneren Konflikte mit der Stadtbehörde vermieden, wozu auch die Entsendung direkter Regierungskommissarien bei erheblicheren Vorfällen beitrug; es dauerte jedoch nicht geringe Zeit, bis das anfängliche Mißtrauen der Bürgerschaft gegen die herbeiströmenden Studenten, welches B. getreulich genährt, dem so netten Verkehr, wie er jetzt schon lange zwischen den Einwohnern und den Studenten besteht, wich.

Es kann nicht verschwiegen werden, daß andre Unannehmlichkeiten aus der eignen Mitte des Lehrkörpers entsprangen. Zunächst suchten einzelne Mitglieder desselben sich gelegentlich in Karlsruhe mit Briefen voll vertraulicher Mitteilungen und übereilter Ratschläge angenehm zu machen und knüpften dabei zumeist an die akademische Disziplin an; sie erreichten gewöhnlich die gehoffte Anerkennung nicht. Von tieferem Einflusse aber war, daß ein bedauerlicher Gegensatz, gewissermaßen das letzte Andenken der verjagten trüben Zeit, das ganze Kollegium in zwei Heerlager schied: viele der alten pfälzischen Professoren sahen nur mit bitteren Gefühlen das herrliche rasche Erblühn der neuverjüngten Hochschule; es war ja unbestreitbar, daß der unerwartete Zufluß von Studenten aus allen Ländern deutscher Zunge dem Ruhme zu danken war, den die Lehrthätigkeit der besonders in den Jahren 1804 und 1805 von auswärts gekommenen Professoren verbreitete; sie sahen sich in den Schatten gestellt und daneben in ihren Einkünften aus den Kollegiengeldern erheblich geschmälert. Als sie nun die neuen Kollegen mit praktischen Kenntnissen und raschem Blick an die akademischen Verwaltungs- und Gerichtsgeschäfte herangehen und dieselben mit eifriger, schneller und erfolgreicher Thätigkeit erledigen sahen,

wie man sie vormals nicht gekannt hatte, da begannen manche unter ihnen — aber durchaus nicht alle, einzelne hochzuachtende Glieder des alten Kollegiums, wie Mai und Daub, hatten sich hocherfreut und als vollwertige Genossen zu den Repräsentanten der neuen Zeit gesellt — da begannen diese Pfründenprofessoren einen unfruchtbaren Widerstand und versuchten in Engherzigkeit und Kleingeisterei das neu pulsierende Leben zu hemmen. Zwischen den beiden speziellen Kollegen Wedekind und Thibaut stand eine besondere Antipathie; um den ersteren, immerhin einen der bedeutendsten der Männer des ancien régime an der Hochschule, scharten sich nun die Mißvergnügten. Diese dii minorum gentium hatten mündlich und durch die Zeitungen gegen die Berufung norddeutscher Professoren remonstriert; als das ohne Erfolg blieb, verlegten sie sich auf die Opposition und agitierten im Kollegium und Senat, in der Stadt und bei der Regierung.

Wir haben bis hierher die allgemeinen Verhältnisse der neuen Ruperto-Carola nach einigen Seiten betrachtet, wie sie in der Schrift von Dittenberger, „die Universität Heidelberg im Jahre 1804" (Heidelberg, 1844) und in den „Heidelberger Erinnerungen" von Georg Weber neben dem lichtvollen Thema des glänzenden wissenschaftlichen Aufschwungs höchstens im Vorübergehen gestreift werden konnten. Nun erübrigt zur Darstellung jener Zustände noch, einzelne besonders charakteristische Episoden dieser Zeit zu schildern.

II.

Der Auszug nach Neuenheim. Streit mit den Handwerksburschen.

In heutiger Zeit haben die Studenten genug mit ihren Streitigkeiten untereinander zu thun; früher lagen sie sich mit Bürgern, Soldaten und Handwerksburschen in den Haaren.

Kaum war ein Jahr seit Wiedererweckung der Universität vergangen, als auch in der Neckarstadt diese Scharmützel begannen; den Vorrang dabei hatte, wie billig, das Militär.

In Heidelberg lag am Anfange des Jahrhunderts einige Zeit lang ein Kommando Dragoner, von denen auch besonders die Hauptwache neben dem Mittelthor benutzt wurde, an der die Bewohner Heidelbergs ihr Weg oft genug vorbei führte. Es war ein herkömmliches Verlangen, daß keiner beim Passieren des Wachpostens rauche, und das wäre auch wohl gutwillig befolgt worden, hätten nicht die Soldaten auf dem Posten des öftern selbst in aller Gemütsruhe geraucht und im übrigen sich äußerster Grobheit befleißigt. So kamen zu andern kleinen Reibereien zwischen Militärpersonen und Studenten solche, die durch das Rauchverbot veranlaßt waren, hinzu. Den ersten größeren Skandal gab es am 27. Juni 1804, als ein Konstantist, der wegen Rauchens arretiert werden sollte, mit dem Posten ins Handgemenge geriet; wer zuerst von beiden die Waffe gebraucht, ist nie herausgebracht worden. An diesem Abend traf man seitens der Dragoner alle Vorbereitungen, um einem Angriff der Studenten auf die Wache begegnen zu können, es wurde Alarm geblasen, Dragoner standen in den Straßen und an den Ecken verteilt; aber den Studenten fiel es gar nicht ein zu stürmen, und nun konnte sich die gemischte Polizeikommission in aller Ruhe des ganzen Falles bemächtigen. Ehe dieselbe zu einem Resultat gelangte, hatten sich jedoch die Häkeleien von Studenten mit einzelnen Offizieren so weit zugespitzt, daß die letzteren nur auf die Gelegenheit warteten, ihr Mütchen zu kühlen. Gegen Abend des 12. Juli gingen zwei Studierende an der Wache vorbei, von denen der eine seine Tonpfeife, die aber gar nicht brannte, in der Hand hielt; trotzdem sie einige Entfernung zwischen sich und der Schildwache ließen, wurden sie von dieser angebrüllt: „Die Pfeife aus dem Maul!", darauf arretiert und ins Wachlokal gebracht; von hier ward dann der eine entlassen,

der Pfeifenträger wurde jedoch in Gewahrsam behalten, gegen die Kompetenz des Wachhabenden, der die von ihm verhafteten Studenten sofort der akademischen Behörde zur Internierung im Karzer zu übergeben hatte. Der Vorfall wurde dem Prorektor gemeldet, der sich aufmachte und den Studenten löste. Nun mögen die Offiziere wirklich irgendwelche Maßregeln der beleidigten Studentenschaft vorausgesetzt haben, andernfalls wäre ihr Benehmen trotz der bestehenden Spannung schlimmer als nur thöricht gewesen. Um 9 Uhr hörten die erstaunten Bürger und Studenten in den Straßen Trompetensignale blasen; bald darauf ertönte das Pferdegetrappel eines Pikets von 100 Mann Dragoner, die mit gezogener Klinge nach verschiedenen Richtungen durch die Stadt sprengten. Die erschrockenen Studenten eilten zum Prorektor in den Hof des katholischen Seminars; wo sie auf dem Wege den berittenen Trupps begegneten, höhnten die Soldaten sie als „Studentenbübchen" und mit andern Ausdrücken, und fuchtelten ihnen mit den Säbeln um die Köpfe. Der gute Schnappinger versprach Beistand und Schutz, und hieß sie dann in kleinen Abteilungen nach Hause gehen, nur die beiden arretiert gewesenen hielt er vorläufig zurück. Die Dragoner patrouillierten unterdes fort; eine Abteilung von ihnen hieb bei der Heiliggeistkirche auf eine Schar Neugieriger ein und blessierte drei Bürger, während einige dabei stehende Studenten mit zerfetzten Kleidungsstücken davonkamen. Die so roh Angegriffenen begannen sich zu wehren, und nur die mutige Intervention des Universitätssyndikus von Kleudgen verhinderte, daß größeres Unheil geschah. Die Akademiker, soweit sie sich noch zusammenfanden, sandten nun Abgeordnete auf die Wache, welche die Versicherung abgaben, daß sie ihrerseits keinerlei Feindseligkeiten vorhätten und eine beruhigende Erklärung forderten. Sie wurden aber kurz abgefertigt: es hätten Studenten nach der Wache geschlagen.

Nun beschlossen die Erregten, Heidelberg zu verlassen; am

Morgen des 13. zog die ganze Schar über die Brücke und jenseits am Fuße des Heiligenbergs entlang Neuenheim zu, wo sie zunächst blieben. Leider hatten sich einige durch die Entrüstung hinreißen lassen, beim Passieren des Brückenthors den dortigen Militärposten irgendwie zu insultieren, das einzige, was bei der ganzen Affaire an dem Verhalten der Studenten ausgesetzt werden konnte. — Es hat sich eine Radierung, F. R. bezeichnet, erhalten, die die bunte Schar zeigt, wie sie am ländlichen Neuenheimer Neckarufer sich ergehend deliberiert und die Langeweile des müßigen Tages zu vertreiben sucht. — Der Senat beriet sofort über den Auszug; am Nachmittag fuhren Schnappinger und der Syndikus zu Karl Friedrich, der in Schwetzingen weilte und durch Estafetten schon das meiste erfahren hatte. Der Senatsdeputation gelang es, den Kurfürsten, der anfänglich durch die wirklichen oder fingierten Aufruhrbefürchtungen des Militärs eingenommen worden war, wieder sehr umzustimmen. War auch in dieser Zeit schon ein Auszug der Akademiker auf die Dauer kaum ernsthaft zu nehmen, so konnte doch eine ungeschickte Behandlung des Vorfalls das gehoffte Neugedeihen der Hochschule aufs äußerste gefährden. Etwas pikiert blieb der Fürst über die Eigenmächtigkeit der Studenten, trotz deren im ganzen sicher sehr zahmen Verhaltens; der Bescheid, den er den Deputierten gab, war jedoch derartig, daß auf Grund desselben eine Versöhnung hergestellt werden konnte: „nur väterlich aber nichtsdestoweniger ernstlich" verwies er den Auszug, den er darauf verzieh; auch die Maßregelung des Militärs stellte er zugleich in Aussicht. Noch spät am Abend, als Prorektor und Syndikus von Schwetzingen zurückgekehrt, ging letzterer nach Neuenheim hinüber, um die Studenten womöglich noch in der Nacht zurückzuführen. Aber noch zitterte in diesen zu sehr die Empörung über die gegen sie intendierte Brutalität nach; Kleudgen mußte allein zurückkehren. Am andern Morgen setzten dann 12 Abgeordnete über den Neckar und erschienen vor dem versammelten Senat: die Studentenschaft

habe keine Lust, sich ferner Leutnants und Dragonern auszusetzen, ohne Garantien für die Zukunft würden sie weiter die Bergstraße hinabziehen. Dem Prorektor war unter der Zeit ein weiteres Kabinetsschreiben aus Schwetzingen zugegangen; zudem hatte das Vorgehen der beiden Leutnants, deren erteilte Befehle an allem schuld waren und die sich mit der Vermutung eines Krawalls herausredeten, allgemeine Mißbilligung, auch im Offizierskorps, gefunden. So ward denn die Stimmung versöhnlicher; durch Beschwichtigung und Versprechen erlangte der Senat die Zusage der Rückkehr. Die Studenten forderten noch mit Musik einziehen zu dürfen; als das bewilligt war, kehrten alle um 4 Uhr in die Stadt zurück. Als der Zug auf die Brücke kam, ritt ihnen der in der Affaire am meisten kompromittierte Leutnant von Schilling mit brennender Tonpfeife entgegen und bahnte sich passend den Weg durch die Reihen; die angeblichen Kasernenstürmer ließen den Menschen ruhig seines Weges ziehen.

Um 5 Uhr wurden die Zurückgekehrten in der Aula versammelt, wo ihnen Karl Friedrichs Bescheid eröffnet wurde. Darauf waren sie wieder ganz voll Vertrauen und rückhaltlos versöhnt. Ihre Musik wartete noch auf dem Paradeplatz; hier brachten sie nun ein feierliches dreimaliges Hoch auf den Landesvater aus.

Wenn nun auch Friede und Ruhe wieder hergestellt waren und die harmlosen Studentengemüter anfingen die Sache zu vergessen, so waren natürlich die Untersuchungen und Schreibereien noch nicht zu Ende. Von Mannheim kam als Kommissär der vom Senat erbetene Hofrichter Frhr. von Drais, welcher fand und berichtete, daß bei weitem der größere Teil der Akademiker durchaus vernünftig sei; es ist in der That merkwürdig, wie sehr das Gefühl im Rechte zu sein diese Studenten, von denen aus derselben Zeit unangenehme Einzelheiten gemeldet werden, gemäßigt hatte. Der auf der Brücke verübte Insult blieb in mysteriösem Dunkel; der Kurfürst ließ deswegen an den Senat schreiben:

„so sind Wir nicht weniger entschlossen, Anstifter mit Festungsstrafe oder Relegation zu belegen, bei deren Nichtentdeckung aber einige andere der Akademiker zur Strafe für alle herauszuheben". Zum Verkündiger dieses unglücklichen Gedankens wollte sich jedoch der Senat nicht machen, er ließ den Passus einfach weg und Karl Friedrich selbst billigte nachträglich diese Eigenmächtigkeit.

Spezielles Mißfallen des Kurfürsten hatte die ihm zu Gesicht gekommene Radierung mit dem „kindischen Lager bei Neuenheim", wie er es nannte, erregt und höchst ärgerlich schrieb er darüber am 2. September 1804 an Kleudgen. Es fügte sich so, daß der Genannte am andern Tage mit Übersendung des gerade erschienenen Pendants antworten konnte mit den auf dem Paradeplatz im Kreise aufgestellten Studenten, die den Kurfürsten durch Lebehoch feiern und ihre modischen Kopfbedeckungen: aristokratische Dreispitze, noble Federhüte, revolutionäre Cylinder und verbotene Kaskets jubelnd in die Lüfte werfen.

Nach dieser Zeit geschah der erste Streit mit den Handwerksburschen. Das war ein im ganzen gutartiges, bei einigermaßen anständiger Behandlung zufriedenes Geschlecht, meist guter Leute Kind, von bescheidener Fröhlichkeit und spärlichem Humor, Wandervögel wie die Studenten, deren Äußerlichkeiten zu kopieren ihr Hochgenuß war, um aller dieser Eigenschaften willen unaufhörlich von den Studenten gehänselt. Und auch in Heidelberg ging es, wie dem Bruder Straubinger der mit ihm „walzende" Gefährte klagt:

„Jüngst bin ich auf dem Faulen Pelz
Mit meinem Schatz gewesen,
Da nannten sie mir einen Knotenpelz
Und ihr einen flotten Besen;
Und als ich an zu tanzen fing,
Da scharrten's mit den Füßen,
Der Senius streckt ein Bein herfür,
Daß ich hab fallen müssen".

Am 12. Juni 1805 hatte es bei Tage auf dem Paradeplatz einen geringen Streit zwischen Studenten und Gesellen gegeben. Darauf drangen abends mehrere der ersteren, die ihre Beleidiger suchten, in das Wirtshaus zur neuen Pfalz und ohrfeigten hier einen Handwerksburschen, der aber ganz unschuldig war. Der Vorfall wurde ruchbar und rief Parteigänger und Neugierige in großer Anzahl herbei; der Prorektor, Wedekind, schickte den Pedellen. Als dieser kam, war schon alles wieder ruhig. Unglücklicherweise war der folgende Tag der Fronleichnamstag, an dem die Gewerke feierten. Bereits am Morgen gab es an manchen Stellen der Stadt kleine Scharmützel; größere Trupps rotteten sich von 4 Uhr nachmittags an auf dem Paradeplatz zusammen, was nun wiederum viele Studenten herbeizog, die es nicht über sich brachten die Provokationen der Handwerksburschen unerwidert zu lassen, welche sich zum Teil in überreichlichem Maße Mut getrunken hatten. Bis gegen 7 Uhr standen sich die Parteien wie knurrende Hunde gegenüber; obrigkeitlicher Einhalt war von keiner Seite gethan worden. Um diese Zeit begab sich Wedekind, der auf das Vorgehen der städtischen Polizei mochte gewartet haben, auf den Platz und hörte näher kommend den drohenden handwerksüblichen Kampfruf: „Auf, Bruder, auf sie, s'sind Ulmer!“ Er eilte, die Wache verstärken zu lassen, unterdessen aber brach das lange hinausgezogene Handgemenge aus, nicht mehr eine Prügelei, sondern ein wirkliches Gefecht mit Stöcken und mancherlei scharfen Waffen. Die Gesellen waren in der Mehrzahl, dennoch unterlagen sie den besser bewehrten Studenten, und einige von ihnen wurden erheblich verwundet. Jetzt erst erschien eine starke Militärwache, beendete den Streit und zerstreute die Scharen. — Nun trat am 14. Juni die gemischte Oberpolizeikommission zusammen. Sie setzte eine allgemeine Polizeistunde auf 9 Uhr abends fest und verbot zunächst auf 4 Wochen alle Tanzbelustigungen in Neuenheim, der Hirschgasse und an einigen andern Orten, eine leichtver-

ständliche Spur, welche ursprünglich zarten Gefühle die Streiter zum Kampfe getrieben hatten. Im übrigen mühte sie sich endlos lange, die Hauptmatadore des Streites zu ermitteln, und Wedekind hinterließ noch seinem Nachfolger — nach einem halben Jahre! — das unbeendete Verfahren.

III.

Thibaut's erstes Prorektorat.

Im Herbst 1805 siedelte Thibaut von Jena nach Heidelberg über. Ich hatte Gelegenheit, das Bild, das G. Weber von der imponierenden Persönlichkeit des großen Rechtslehrers wiedergiebt, von einer andern Seite im einzelnen teilweise ergänzt, im allgemeinen bestätigt zu sehen. Einem Freunde verdanke ich die Benutzung einer Anzahl Briefe von Joh. Heinrich Voß' Gemahlin Ernestine, in denen die kluge, wackere Frau dem in Berlin und Kopenhagen weilenden Sohne Wilhelm in anziehendster Weise ihren Heidelberger Aufenthalt schilderte. Die Familien Voß und Thibaut kannten sich schon von Jena her und die beiden Frauen blieben auch späterhin sich unentbehrliche Freundinnen; das Verhältnis des Vossischen Hauses zu Thibaut selbst jedoch kühlte sich bald etwas ab. Den leicht bei Weber zu findenden Gründen war schon ein anderer vorausgegangen: Voß mochte sich wegen der Art seiner Berufung, und in der Beziehung nicht ohne Grund, als die vornehmste Zierde der Universität betrachten und seine Ernestine blickte mit — man möchte sagen — ehrfürchtiger Pietät zu dem patriarchalischen Hausvater auf. Dieses stille Hochgefühl wurde ihr geschmälert durch die Stellung, die der Jurist sofort nach seiner Ankunft in dem Heidelberger Universitätskreise einnahm; ihre Briefe zeigen den wachsenden Unmut und gelegentlich ein sicher zu scharfes Urteil. Frau Thibaut wird ihr täglich lieber; „an ihm sind

wirklich bedeutende Abers. Seine Herrschsucht paßt nicht für uns und die Wahrheit hat bei ihm sehr viele juristische Schlupfwinkel. Auch ist seine Unruhe für uns zu groß, ist nicht die jugendliche Lebhaftigkeit, sie wird ihn bei zunehmenden Jahren selbst drücken". Indessen ward das Verhältnis nie zu einem unfreundlichen, der Verkehr bestand fort und in dem Kummer, der dem Vossischen Elternpaare bald durch eine Affaire Wilhelms erwuchs, stand Thibaut ihnen allen als ausgleichender und ratender Freund zur Seite.

Als der letztere nach Heidelberg kam, meinte Ernestine: „Manches wird er hier indes auch finden, wobei er sein geläufiges 'Herr Jesus' anbringen kann". Dazu ward bald Rat; im Dezember 1805 ward Thibaut zum Prorektor gewählt, welche Würde er in ungewöhnlich langer Dauer bis zum März 1807 bekleidete. Sein Amtsantritt ward durch mehrere unglückliche Ereignisse inauguriert, welche die bevorstehenden Schwierigkeiten, zum Teil aber auch die wirkliche Roheit der Studentenschaft aufs deutlichste zeigten. Zwei durch betrunkene Akademiker im November hervorgerufene Vorfälle wären zu nennen, wenn es sich überhaupt darum handeln könnte, solche häßlichen Vorgänge nacheinander aufzuzählen. Daß hier des öftern derartige Exzesse in den Vordergrund treten, geschieht jedoch nur, insofern ihr Verlauf die damaligen Verhältnisse in Stadt, Universität und Studentenschaft typisch beleuchtet. Darum mag denn auch erwähnt werden, daß man sich nach langem Besinnen entschloß, einen Hauptanstifter der Vorfälle von 1805, H. aus Ladenburg, einen „ganz tumultuarischen Menschen" zu konsiliieren. Die Ausführung dieses Erkenntnisses wußte Wedekind so lange hinauszuziehen, daß sie seinem Nachfolger zustand, und so sehr war damals das Odium einer solchen Straferteilung von Einfluß, daß auch Thibaut darauf zu Gunsten des H., dessen Bestrafung er freilich eigentlich ganz fern stand, sein in der letzten Zeit gebessertes Benehmen anführte.

Drei Tage vor seinem Prorektoratsantritt trug sich nun ein für das Verhältnis von Bürgern und Studenten verhängnisvoller Vorfall zu. Eine musikalische Aufführung vereinigte am 18. Dezember die Honoratioren Heidelbergs im Widderschen Saale; mitten im Konzerte wurden sie durch die lärmende Ankunft einiger Akademiker gestört. Darin lag nun gerade nichts ungewöhnliches. Die schon angezechten Studenten verzichteten aber bald auf den weiteren Genuß des Programms und setzten sich ins Nebenzimmer zum Büffet, wo sie lachten, tranken und sich selbst etwas vorsangen. Das veranlaßte den Stadtdirektor B. Ruhe zu heischen, aber die ebenso ungeschickte wie formlose Art des Beamten, den die Studenten in seinem grauen Überrock gar nicht kannten, bewirkte nur, daß die andern ihn auslachten und der stud. Graf Bassewitz heftig gegen ihn auffuhr. Der Stadtdirektor, kirschrot vor Wut, wollte ihn an der Brust packen, wurde aber zurückgestoßen. Bassewitz' Begleiter fielen diesem, der über den versuchten Schimpf tobte, in den Arm und führten ihn hinweg; B. kehrte, vor Angst und Wut zugleich seiner selbst nicht mehr mächtig, in den Saal zurück. Besorgte Freunde hielten für gut, ihn nebst seinen Angehörigen in einen bereitstehenden Mietswagen zu packen; alles das war das Werk weniger Augenblicke, niemand wußte recht, was eigentlich geschehen. Dem Professor Martin gelang es dann, völlige Ruhe wieder herzustellen. Das Konzert war ohnehin zu Ende; einige Studenten folgten dem Wagen B.'s nach. Unglücklicherweise fiel während dieser Fahrt ein Schuß, der sicher in keinerlei Beziehung zu dem ganzen Vorfalle stand, selbst in den gehässigsten später erhobenen Anschuldigungen wird der Schuß nicht ausgebeutet. Aber die Wache hörte ihn und ließ trommeln. Das vernahm der Türmer und zog die Feuerglocke. Unter ihren dumpfen Tönen verrammelte das ganz unbehelligt in seine Wohnung gelangte Stadtoberhaupt zitternd sein Haus. Bassewitz, der noch immer in überhitzter Verzweiflung über die erlittene Ehrenkränkung gegen

sich selbst wütete, wurde unterdessen durch seine Begleiter überwacht.

Im Gasthause zum Karlsberg saßen Studenten, man meldete ihnen, es werde geschossen, dazu hörten sie die Trommelwirbel und erfuhren von einem Streit zwischen den Ihrigen und dem Stadtdirektor; dann wieder hieß es, der letztere wolle ganz ausreißen, nach Mannheim. Sie eilten auseinander und kehrten mit Stöcken und Waffen zurück, um drohend vor B.'s Haus zu ziehen und Aufklärung zu erlangen. Der wollte niemand einlassen; eine Deputation erbot er sich darauf zu empfangen. Nun wurden v. Kamptz, v. Fürth und Buchholz abgesandt, sie führten eine etwas hochtrabende Sprache und forderten gegen beruhigende Zusagen einen äquivalenten Revers; als der Stadtdirektor ihrem Verlangen wenigstens teilweise nachkam, waren sie jedoch zufrieden und die Sache schien zunächst erledigt. Wedekind war der Vorfall zweimal gemeldet worden, aber er blieb im Bette liegen und sandte zu dem ihm sehr ergebenen Professor Schmitt, damit dieser veranlasse, was ihm gut dünke.

Da es sich um einseitige Ausschreitungen von Studenten handelte, trat nicht die bis jetzt wenig erfolgreich gewesene Oberpolizeikommission ein, sondern Martin und Heise nahmen für das akademische Gericht mit außerordentlichem Eifer die Untersuchung in die Hand. Thibaut hatte schon in der kurzen Frist, die ihm vor Übernahme des Prorektoramts (21. Dezember) blieb, alles mögliche gethan, um eine Aufbauschung der Begebenheit zu vermeiden; sein Hauptbestreben war nun von vornherein, der Universität sobald wie möglich eine selbständige Polizeimacht zu verschaffen, um fernerhin die Selbsthilfe der Akademiker niederhalten zu können, ohne daß durch Übereilung alles verdorben werde; zu letzterem Behufe wollte er die Requisitionen von Dragonern vermieden wissen; die Scharwache, die er brauchte, mußte ganz dem Ermessen des Prorektors unterstehn und mit ständigen Leuten besetzt sein, welche Gelegenheit hatten die einzelnen Stu-

denten bei Namen kennen zu lernen. Gute Pedellen, schreibt er in einem Bericht, sind mehr wert, als gute Prorektoren; lieber solle man einige Dozenten weniger anstellen. Er ging oft zu B. und besprach mit ihm sein Vorhaben; der ging auf alles ein, wenn Thibaut vor ihm stand, und dieser konnte nach Karlsruhe melden, daß B. zur Unterhaltung akademischer Polizeisoldaten vielleicht einen Zuschuß der dadurch ihrerseits entlasteten Stadt erwirken werde.

Des Stadtdirektors Benehmen war aber schon jetzt kein aufrichtiges mehr. Nur scheinbar ließ er sich beruhigen und ging auf des Prorektors Pläne ein; in seinem Innern fraß Ärger und Grimm, und die Angst, die er besonders auch der Studentenabordnung gezeigt, wurmte ihn, ohne daß er wußte sich zu rehabilitieren. Der Senat hatte schon am 19. einen langen Bericht nach Karlsruhe gesandt, Thibaut brachte seine Vorschläge zur Hebung der Disziplin ausführlich vor. B.'s Sendschreiben, die alle voll kriechender Unterthänigkeit vom ersten Tage an in Menge nach Karlsruhe gingen, setzten in einfältiger Weise voraus, der Senat wolle den Vorfall bei der Regierung bemänteln und versuchten dies auszunutzen. Einmal sendet er auch eine Denkschrift „eines verständigen Freundes“: warum die neuen Professoren alle, auch die scheußlichsten Handlungen der Akademiker zu exkulpieren suchen werden. Was ihm nur geeignet scheint, den gewünschten Eindruck hervorzubringen, meldet er in Briefen: Thibaut habe geäußert, er und seine Kollegen haßten alle Kabinetsjustiz; oder: Herrn von Reizensteins Magd sei durch Studenten auf der Straße der Kamm vom Kopfe gerissen worden, er selbst, B., getraue sich überhaupt nicht einmal bei Tage auszugehen. Er beklagt sich, daß die Deputierten, die er zu sich gelassen, auf freiem Fuß seien, es setzt ihn in das höchste Erstaunen. „Eine Lebensgefahr wie die gestrige“ — schreibt er am 19. Dezember an den geh. Referendär Hofer — „bezahlt mir niemand; sie ist inestimable vor einen beherzten Mann, vor

den ich sonst gegolten und noch gelte in der Repetition (!); hinlänglich ihn zum Hasenfuß zu machen". Und am 20. Dezbr.: Hofer möge das Gemeldete doch ja Sr. Durchlaucht oder wenigstens dem Geheimratskollegium mitteilen; er, der Schreiber, spüre schon die fortwährenden Folgen des Schreckens in seinem Körper. Glücklicherweise war Karl Friedrich gerade damals — in der Zeit des Preßburger Friedens — durch die äußere Politik vollständig in Anspruch genommen. B. erlaubt sich als Praktiker die durch Martin und Heise geführte Untersuchung eine schülermäßige zu nennen. „Ein ehrlicher Janson würde die Sache anders behandelt haben"; der habe aber auch keine Hoffnnng, reiche Kollegiengelder zu ziehen. Vielleicht war Janson der „verständige Freund", seine Denkschrift von 1802 ist ein annäherndes Seitenstück zu B.'s Berichten.

Außerdem gelang es B. eine an den Kurfürsten gegen Universität und Studentenschaft gerichtete, von 4 Zunftmeistern und 15 anderen unterschriebene Bürgerpetition zu veranlassen, welche durch die wörtliche Wiederholung der von B. in anderen Schreiben gebrauchten Ausdrücke auch den Verfasser ihres Wortlauts offenbart. Sie enthielt einen äußerst gefärbten Bericht über die Konzertvorgänge und klagte, daß die Bürger überhaupt nicht mehr schlafen könnten, da die Stadt von dem unausgesetzten Lärmen der Akademiker widerhalle. Reizensteins Magd und andere Einzelheiten des Stadtdirektors fehlten nicht.

Zum Unglück für seine Pläne kolportierte B. die freiwillige Bürgeradresse so ungeschickt in der Stadt, daß ihr Inhalt auch den akademischen Kreisen bekannt wurde. Daß daher Buchholz, der unter den drei deputierten Studenten gewesen war, dem Stadtdirektor einmal sagte, er habe eigentlich eine Tracht Prügel verdient, kann kaum verwundern. Der Senat, dem die Akten des akademischen Gerichts vorlagen, beschloß gegen Bassewitz und gegen Buchholz mit mehr Schärfe vorzugehen, als ihre Handlungen nach der sonst gebräuchlichen Auffassung verdienten; der

letztere wurde konsiliiert, Bassewitz und eine Anzahl anderer Akademiker unterschrieben das consilium abeundi und wurden mit Karzerhaft von längerer oder kürzerer Dauer belegt. Andererseits hielt Thibaut nicht mehr zurück, B.'s ganzes Gebahren, soweit es ihm bekannt geworden, der Regierung klar, wenn auch mit schonender Bezeichnung, bloßzulegen; dauernde Zwietracht mit der Stadt, spricht er aus, muß die Universität zu Grunde richten und B. ist nicht der Mann, eine glückliche Lösung herbeiführen zu helfen. Um B.'s Angaben thatsächlich zu korrigieren, zieht er überall die Untersuchungsakten heran.

Das Geheimratskollegium hatte trotz alles anfänglichen Mißtrauens gegen den akademischen Senat bald aufgehört, auf des Stadtdirektors Angaben Wert zu legen; die ganze Sache erschien allmählich auch in milderem Lichte, je sicherer sich herausstellte, daß die Studenten den Stadtmonarchen gar nicht einmal gekannt hatten. Nach Prüfung der ganzen Verhandlung stimmten das Curatorium und die Regierung schließlich dem Senate zu.

So wäre dieser leidige Zwist beigelegt gewesen, hätte B. sich zufrieden geben können. Zuerst dachte er daran, alle Konzerte zu verbieten, aber mit diesem merkwürdigen Mittel das Übel an der Wurzel zu packen drang er nicht durch. Dann beklagte er sich nach längerer Frist beim Senat, daß ihm keine persönliche Genugthuung geschehen sei, worauf er doch wohl hätte antragen müssen; er erkannte nicht, wie wenig seinem Ansehen damit gedient war, noch einmal mit den mißgestimmten Akademikern in nähere Berührung zu kommen. Am 28. Jan. 1806 schimpft er in einem direkten Schreiben an den Kurfürsten in der gewöhnlichsten Weise über das akademische Gericht und über die „ohne Folgen bleibende Unterschreibung des consilium abeundi". Es war nämlich diese Strafe über einen Studenten verhängt worden, der sich zur Wehre gesetzt, als ein erwiesenermaßen betrunkener Stadtsoldat ihn mit unmotiviert gröblicher Behandlung zum Pedellen hatte bringen wollen, eine Affaire,

die B. in der gewaltsamsten Weise verdrehte. Beweglich stellt er dem Kurfürsten vor, wie wenig dessen allerhöchste Weisungen bei einem Senate, wie der gegenwärtige sei, bewirkten; er spricht von „allen Lüsten und dem gewissen früheren oder späteren Verderben, dem eine leichtsinnige Jugend sich opfert“, und muß später bekennen, daß er mit diesen Andeutungen hauptsächlich nur das Trinken umschrieben habe. Er besuche keinen öffentlichen Ort mehr, schreibt er ferner, das sei er seiner Ehre schuldig, obgleich seine Gegenwart das Vergnügen z. B. der Bürgerbälle „gewiß um einen guten Teil erhöhen“ würde. Auf diesen Bällen seien übrigens auch studentische Exzesse vorgekommen und auf der Treppe sei einmal zugleich Pulver gerochen worden.

Indessen war schon von Karlsruhe eine Botschaft für den Stadtdirektor unterwegs, die ihn nicht wenig überrascht haben mag. Ein Geheimratsprotokoll vom 27. Januar teilte ihm mit: Man sehe zwar ungern, daß die Lage der Umstände keine derartige sei, um ihm eine private Satisfaktion zu verschaffen, aber er werde selbst einsehen, wie eine solche mehr nachteilige als vorteilhafte Seiten für ihn haben müsse. Man erwarte ferner von seiner Prudenz, daß er an Orten, wo er wieder in die Lage kommen könne, einschreiten zu wollen, in Uniform erscheinen werde; „wo aber Professoren anwesend seien, möge er nicht ohne deren Interposition vorher angerufen zu haben, und dann stets mit Mut und kalter Überlegung zu Werke gehen“.

Auch der Pulvergeruch im Ballhause wurde später aufgeklärt. Längs dem Hause, in dem die Heidelberger Gesellschaft tanzte, hatte in gemütlich-ländlicher Weise Mist gelagert; diesen hatten die unten postierten Fackelträger, sei es aus Unvorsichtigkeit oder aus Langeweile und Vergnügen am Spiel mit dem Feuer, ins Glimmen gebracht. Es gehört doch schon eine gewaltige Gereiztheit dazu, wenn der die Tanzräume geräuschlos und sanft durchziehende Duft des schwälenden Mistes die Philister an die Schießwaffen der bösen Studenten denken ließ. —


4

[illegible] hatte [illegible] vor [illegible] mit [illegible] unter [illegible], [illegible] die [illegible] sei [illegible] Bekanntschaft [illegible] Offizieren der [illegible]

[illegible]

*) [illegible] Begleitung [illegible] rektor, sondern [illegible] das [illegible] Bandage noch [illegible] Bette [illegible] die gebrauchten [illegible]



Unterdessen drang Thibaut unausgesetzt auf die Organisation einer Universitätsscharwache. Am jüngsten Sylvesterabend, einige Stunden vor der Wende des Jahres, hatte ihn seine Frau mit einem Nachkömmling beschenkt; als es Mitternacht wurde, lärmten und schossen vor seinem Hause Studenten mit französischen Offizieren, die unter Augereau drei Wochen in Heidelberg in Quartier lagen, um die Wette. Der Prorektor bat um seines ruhebedürftigen Weibes willen, sie möchten sich entfernen, aber umsonst. Darauf schickte er zur Wache und bat um einen Dragoner, aber es hieß: dazu sei das Militär nicht da. Und doch stand vor des Stadtdirektors Hause noch immer eine Dragonerwache; der Abgewiesene sah den tieferen Grund wohl, der in der genaueren Bekanntschaft Wedekinds mit den höheren pfälzisch-badischen Offizieren der Heidelberger Garnison lag.

Während aller oben erzählter Verhandlungen fahndete er zusammen mit dem getreuen Krings eifrigst nach Mensuren*) und ließ sich darin weder durch die Unbeliebtheit, in die er mehr und mehr bei den Studenten kam, noch durch die sich allmählich einstellenden Drohungen stören. Er hatte einen gemeinschaftlichen Klub von Professoren und Studenten zusammengebracht; nun warnten ihn Briefe von unbekannter Hand diese Samstagabende zu besuchen. Trotzdem ging er hin, aber geraume Zeit folgten ihm, von anderen unbemerkt, bei solchen abendlichen Ausgängen zwei von ihm selbst besoldete Retter in der Not nach.

Zur gleichen Zeit wurden beim Kuratelamt vielfach durch anonyme Anzeigen bevorstehende oder abgehaltene Mensuren

*) Unsere Abbildung (IV.) bedarf kaum eines Kommentars. Der in Begleitung des Pedellen erschienene Herr ist allerdings schwerlich der Prorektor, sondern wohl der Universitätsamtmann, der 1810 an die Stelle des akademischen Gerichtes trat; einer der „Abzufassenden" schlüpft, die Bandage noch um den Arm, in den Mantel, um nachzueilen in den Hof; im Bette — wir befinden uns also in einem Studentenzimmer — werden die gebrauchten Schläger geborgen. Vgl. die Anm. auf Seite 5.

denunziert, die Thibaut angeblich zulasse, und diese deutlich von ungebildeten Leuten geschriebenen Briefe — es hieß darin z. B.: „Thibaut fürchtet die Studiosos" oder „Prorektor ist ein Mohrenhengst und stellt sich dumm an" — verfehlten ihren Zweck nicht, so daß der Beargwöhnte viele Zeit aufwenden mußte, um dem vorgesetzten Amte in den einzelnen denunzierten Fällen seine hindernde oder bestrafende Thätigkeit zu erörtern oder zum Teil die Mitteilungen als irrtümliche und gefälschte zu erweisen. Verfehltes Nachspüren habe die akademische Behörde aufs äußerste zu vermeiden. Krings nämlich hatte einige ganze Vormittage versteckt in Privathäusern auf der Lauer gesessen, während die anonym gemeldeten Mensuren an ganz andern Orten stiegen. Immer mißmutiger wurde Thibaut unter den allseitigen Angriffen, zumal als ihn im Januar obendrein noch rheumatische Leiden heimsuchten; des öfteren dachte er daran, sein Amt niederzulegen.

Im Februar und März trug er dann wieder mit neuen Eingaben auf die immer dringender ersehnte Universitätswache an. Er schlug die Bezeichnung „Unterpedellen" vor; die Leute sollten eine einfache Uniform haben und bei Tage Säbel, dazu des Nachts noch Springstöcke führen, gegen die die Waffen der Akademiker unzulänglich seien. Nach manchen Bedenken schien man alle seine Vorschläge zur Ausführung zu bringen, aber durch das gewählte Material wurde die neue Einrichtung von vornherein zu einer nutzlosen. Die Stadt hatte nämlich 18 Polizeisoldaten, im Dienste erschöpfte, altersschwache Leute; sie hatten bisher Akten umhergetragen und Bekanntmachungen ausgeschellt und verdienten selbst den Namen Bettelvögte kaum noch, den sie seit Alters bei den Studenten führten. Von diesen ward nun der größte Teil mit kärglicher Besoldung zu Unterpedellen gemacht, die Stadt beschränkte sich sehr vergnügt auf 4 Polizisten. Zur Überwachung der Studenten standen aber jene Unterpedellen — es waren 13 — in jeder Hinsicht auf einer zu tiefen

Stufe; sie blieben gewöhnliche Nachtwächter und putzten bei Tage die Stiefel der Studenten, deren geduldige Zielscheibe für jeglichen Ulk und Spott sie in ihrer notgedrungenen steten Trinkgeldergier wurden. Man hat denn auch diese Braven allmählich aussterben lassen, ohne irgendwie an Ersatz zu denken.

Thibaut war es ferner, der zuerst auf die völlige Unzulänglichkeit des akademischen Haftlokals hinwies; von ihm ging die erste Anregung zur Umwandlung des oberen Stockwerkes der Pedellenwohnung in den noch jetzt üblichen Karzer aus. —

Mannigfache andere Störungen füllten auch späterhin seine Amtszeit an; so waren eine Zeit lang Reibereien zwischen Akademikern und Offizieren an der Tagesordnung, die schwäbische Landsmannschaft und die Livländer lagen sich unaufhörlich in den Haaren, hier und da prügelte ein Student seinen Perruquier oder einen sonstigen Bürger; ebenso kamen in Mannheim Exzesse Heidelberger Studenten vor. Alle diese Vorfälle gelang es Thibaut beizulegen, ehe ein größerer Skandal daraus wurde; strenger geworden gegenüber den Studenten, war er zugleich ständig bemüht, unzweckmäßige oder einseitige Maßregeln der anderen Behörden zu vereiteln. Manchen Unfug, der den Studenten in die Schuhe geschoben war, konnte er auf die Bürgersöhne oder auf sonstige Mutwillige zurückführen, wie einmal auf die Bedienten der einquartierten französischen Offiziere.

Auch in dies Prorektorat fiel ein freilich schnell beendeter Zwist mit dem badischen Militär. Als Thibaut am 2. Juni mit seiner Familie von einem Spaziergange heimkehrte, sah er auf dem Paradeplatz vor der Hauptwache eine dichtgedrängte Menschenmenge. Ein Student hatte vor der Wache geraucht und ein Dragoner ihm darauf die irdene Pfeife buchstäblich im Munde zerschlagen. Der Prorektor trat ins Wachlokal und setzte den Offizier du jour in Kenntnis, der ihm antwortete: Ja, so müsse man gegen die Herren Studenten verfahren. Später zeigte die Untersuchung, daß die Befehle dieses Leutnants die Ro-

heit des Dragoners direkt veranlaßt hatten. Thibaut kehrte nun um und forderte die Akademiker zum Fortgehen auf; der Leutnant war ihm gefolgt und gab, da die Studenten nicht unmittelbar nach der Aufforderung auseinander eilten, sogleich Befehle, um die Dragoner angreifen zu lassen. Der Prorektor wurde jetzt auch von dem Professor Schmitt und dem Syndikus unterstützt, das Erscheinen des Rittmeisters der betreffenden Schwadron, an den sich die Professoren sofort wandten, ließ das unbesonnene Vorhaben des jungen Offiziers nicht zur Ausführung kommen. Die noch immer angewachsene Menge zerstreute sich dann, die Studenten gingen in ihre Kneipen und die in den nahen Gastwirtschaften von Held und von Koch Befindlichen unterließen auf Bitte Heise's sogar das Singen für diesen Abend. In den oberen Räumen des ebenfalls ganz nahen „Karlsbergs" blieben die Professoren, die bei dem Vorfall gewesen, mit dem Rittmeister sitzen; die Studenten aber, die unten ihre Kneipe hatten, kommersierten und sangen bis nach 11 Uhr bei offenen Fenstern und ihre Lieder tönten zum Ärger der Wache weit über den stillen Lindenplatz hinaus.

Zum Schlusse des Sommersemesters 1806 wurde der Prorektor wieder einmal durch das Kuratelamt erfreut, das ihm am 2. August erklärte: anscheinend käme er mit seinem Systeme seinem rühmlichen Vorsatze, Ruhe und Ordnung auf der Akademie zu schaffen, nicht näher; statt auf den Beifall der Akademiker möge er doch auf die Zufriedenheit ihrer vernünftigen Eltern sehen. Thibaut ärgerte sich so hierüber, daß er acht Tage lang krank war. Dann schrieb er voll ruhiger, stolzer Sicherheit eine Rechtfertigung seiner ganzen Handlungsweise gegen die Anschuldigungen, in deren mittelbaren Urhebern er neidische Kollegen erkannte; er wies nach, wie er unerhört viele Strafen verhängt habe gegenüber seinen Vorgängern, wie nur die reine Sorge um das beste der Hochschule ihn gelegentlich zur Milde veranlaßt, die niemals eine unzeitige gewesen sei und den wirklichen Erfolg

gehabt habe, daß sich Heidelberg jetzt in sittlicher Beziehung zu den ersten Universitäten zählen dürfe. In der That war sogar B. kurz vorher von seinem damaligen Kollegen genötigt worden, in einen Bericht einfließen zu lassen, daß jetzt mit rühmlichem Eifer und Erfolg an der Besserung der akademischen Disziplin gearbeitet werde. Nicht ohne Ironie erinnerte Thibaut das Kuratelamt daran, wie einer der Deputierten in der Bassewitzschen Affaire, der stud. von Fürth, den neuerdings das Hofgericht verurteilt hatte, auf einfachen Fürspruch des französischen Gesandten — Fürth war aus Aachen, also Unterthan Kaiser Napoleons — auf der Stelle von jeglicher Strafe befreit worden war. Durch die Erklärungen, die ihm das bestürzte Kuratorium gab, wurde dann der gekränkte Prorektor zufriedengestellt.

Auch die Universitätsstatistik rührt von ihm her. Im Mai 1806 teilte er eine offizielle Liste über die letzte Immatrikulation dem Kuratelamte mit und gab auch Daten über die Frequenz unter Schnappingers und Wedekinds Prorektorat, soweit überhaupt noch genaue Zahlenangaben zu beschaffen waren. Die Liste ward Karl Friedrich vorgelegt und interessierte diesen in hohem Grade; fast jedes Semester ließ er fortan zur Einsendung des Frequenzberichts ungeduldig mahnen, oft schon vor dem letzten Immatrikulationstermine. Zu dieser kurzen, nur aus Ziffern bestehenden Tabelle kamen seit dem Sommer 1811 noch die offiziellen Logislisten, aus denen sich mit der Zeit das gedruckte „Adreßbuch" entwickelte.

IV.

Studentisches und geselliges Leben.

Bei der Erneuerung der Universität verordnete Karl Friedrich, daß diejenigen Inländer, welche beabsichtigten fremde Hochschulen zu besuchen, außerdem noch, bei Verlust der Aussicht auf

Anstellung, das Minimum der für ihr Fach vorgeschriebenen Studienzeit in Heidelberg absolvieren mußten. In Bezugnahme darauf ward am 8. März 1805 im kurfürstlichen geheimen Rate beschlossen, von den Verwaltungsbehörden Verzeichnisse derjenigen Landeskinder einzufordern, welche seit Ostern 1802 außerhalb Landes — wohin also auch noch Freiburg gehörte — studiert hätten. Die Berichte wiesen 18 solche Studierende auf, von denen einige darauf aus besonderen Gründen landesherrlichen Dispens erhielten. 1810 wurde dieser Universitätsbann aufgehoben, nur für die Juristen blieb eine notwendige Vorschrift bezüglich des badischen Landrechts erhalten.

Mit der eben erwähnten schutzzöllnerischen Maßregel verband sich in dem gleichen Ziele, dem der möglichsten Hebung der Hochschule, das entgegengesetzte Bestreben recht viele „Ausländer" herbeizuziehen, und zu dem Zwecke ward das trefflichste Mittel gewählt: die Berufung der tüchtigsten Lehrkräfte. Unermüdlich korrespondierten Karl Friedrich und Edelsheim mit den hervorragendsten Gelehrten; kein Opfer, soweit es die Mittel des kleinen Staates irgend erlaubten, wurde gescheut, um den Forderungen der zu Gewinnenden entgegenzukommen. Besonders weitgreifend und erfolgreich waren, wie allbekannt, die Unterhandlungen mit den bedeutendsten Juristen der Zeit; auf diesem Gebiete lag neben der Wertschätzung der Wissenschaft selbst für den Kurfürsten, der erst vor kurzem zu seinem kleinen reichsfürstlichen Gebiete verhältnismäßig große, noch mit jenem zu einem staatsrechtlichen Ganzen zu verschmelzende Territorien erworben hatte, auch der Wunsch nahe, für sein Haus wie für sein Land hervorragende Rechtsgelehrte für die „zu leistenden diplomatischen Arbeiten, Zusammenstellungen und Deduktionen" zu besitzen, wie er es in einem an Klüber noch nach Erlangen gerichteten Schreiben vom 9. Januar 1804 ausspricht.

Mit dem Wintersemester 1805/6 und noch mehr mit dem darauffolgenden Sommer setzte der eigentliche Zufluß der nicht-

badischen Studenten nach Heidelberg ein. Ein bedeutendes Kontingent stellten sogleich die kleineren norddeutschen Staaten und die deutsch-russischen Ostseeländer; aus Göttingen gingen 43 Mann mit einem Male nach Heidelberg. Diese Göttinger galten als die „patentesten“, wie man schon damals sagte, sie bewahrten noch eine Art Zusammengehörigkeit und waren im ganzen gar nicht beliebt. So schreibt auch Abraham Voß einmal an seinen Bruder, es seien Landsleute von ihnen darunter, aber mit den Göttingern sei ja nichts aufzustellen.

Anfänglich sahen die Heidelberger überrascht, ja feindselig dem neuen ungewohnten Wesen zu. Beim akademischen Wohnungskommissariat, das v. Kleudgen verwaltete, liefen mehr briefliche Bestellungen von auswärts ein, als sich bequem beschaffen ließen; erst als nach mehreren Semestern der Universität mehr Subalterne zur Verfügung standen, brauchte der Syndikus nicht mehr selbst in der Stadt umherzulaufen, um Wohnungen zu mieten oder den Neuangekommenen suchen zu helfen. Die Zimmerpreise standen in der ersten Zeit auf einer bei dem damaligen Geldwert unerhörten Höhe, denn ein mittelmäßiges Logis kostete monatlich 7 bis 12 Gulden. Bald jedoch wußte sich der schnell erfassende Geist der Heidelberger Bürgerschaft den neuen Verhältnissen anzupassen; gar manche Studentenwohnung wurde damals eingerichtet, in deren Besitz bis auf den heutigen Tag die fröhlichen Musensöhne aufeinander gefolgt sind.

Ein Denkmal aus den ersten frühlingsgrünen Tagen der jungen Romantik, deren mit Kämpen und Troubadouren wohlbestellter Hof vom Altan der Schloßruine weit herrschte über das schöne Neckarthal hinaus, ist uns als eine unmittelbare und treffliche poetische Zeichnung der Stadt und der verjüngten Hochschule bewahrt, voll herzlicher Pietät gegen deren hohen Beschützer, eines phantastisch-burlesken Spielmanns Gedicht aus seinen jüngeren, von Lebenslust noch sprudelnden Jahren, zu köstliche Schilderung damaliger Heidelberger Zeit, als daß ich

mir's versagen könnte, es noch einmal zum völligen Abdruck zu bringen, Clemens Brentano's:

Lied

von eines Studenten Ankunft in Heidelberg und seinem Traum auf der Brücke, worin ein schöner Dialogus zwischen Frau Pallas und Karl Theodor.

In der Nacht vor dem Dankfeste den 26. Juli 1806.

Im achtzehnhundertsechsten Jahr
Der sechsundzwanzigst' Juli war,
Für mich ein schöner Reisetag,
Mein Bündlein leichter auf mir lag,
Ein Säbel oben drüber hing,
Ganz froh ich durch die Bergstraß' ging',
Und sah mich ganz vergnüget um
In Gottes Welt, dem Heiligthum,
Die Berge rechts mit Wein begränzt,
Die Ebne links wie Gold erglänzt
Von mancherlei Frucht und Getreid',
Darin viel Schwäb'sche Schnittersleut';
Die Sonn' sank nieder überm Rhein,
Gab Himmel und Erd' ein schönen Schein,
Die Wölklein, die am Himmel schwammen,
Die zogen gülden sich zusammen,
Ein warmer Regen goß herab,
Den wart' ich unterm Nußbaum ab,
Ein Bäuerlein trat auch darunter,
Und grüßt mich da ganz froh und munter:
„Ein' guten Abend, ein' gute Zeit,
„Wohin geht noch die Reise heut'?"
„Nach Heidelberg, bin ein Student,
„Von Jena komm ich hergerennt,
„Die Sonn' sich neigt, hab' ich noch weit?"
Der Landmann sprach: „Nehm er sich Zeit,
„Ein' kleine Stund', dort um die Eck',
„Da schaut es ihm entgegen keck."
Da bot ich ihm ein' gute Nacht,
Und hab' mich auf den Weg gemacht,
Und da ich um die Ecke bog,
Ein kühl' Lüftlein mir entgegen zog,
Der Neckar rauscht aus grünen Hallen
Und giebt am Fels ein freudig Schallen,
Die Stadt streckt sich den Fluß hinunter,
Mit viel Geräusch und lärmt ganz munter;
Und drüber an grüner Berge Brust,
Ruht groß das Schloß und sieht die Lust;
Und da ich auf zum Himmel schaut',
Sah ich ein Gottes Werk gebaut,

Vom Königstuhl zum heil'gen Berges Rücken
Sah ich gesprengt eine goldne Brücken,
Sah ich gewölbt des Friedens Regenbogen,
Und sah ihn wieder in Flusses Wogen.
Da war er doch nicht also klar,
Der wilde Fluß zerriß ihn gar,
Gab mir so recht ein Beispiel breit
Von Gottes Fried' und Menschen Streit,
Und wie ich denk' und seh in Fluß,
Da fällt ein schwerer Kanonenschuß;
Frau Echo murrt im Thal noch lang,
Da hebt sich aber ein froher Klang,
In allen Thürmen die Glocken schwanken,
Beginnen ein hell harmonisch Zanken:
Da war mein Herz mir ganz bewegt,
All' Bangigkeit ich von mir legt,
Den Sinn in freud'gen Ernst gestellt,
War mir's beinah als einem Held;
That auch den Säbel um mich schnallen,
Ein' Epheukranz vom Hut ließ wallen,
Und grüßte froh die werthe Stadt,
Die mein Ahnherr besungen hat.
Mir war, als wär das Läuten und Schießen
Für mich ein freudiges Begrüßen,
Mein Herz auch ganz in Jugend sprang
Und erzittert im hellen Glockenklang;
Da eilt ich schnell, sah nicht zurück
Bis auf die kühne Neckarbrück';
Dragoner fragten sehr höflich
Um meinen Stand und Namen mich.
„Opitz von Boberfeld, Student."
— „Passirt" — ich macht' ein Kompliment,
Und auf der Brücken, die fest und rein,
Sah ich zwei künstlich Bild von Stein,
Frau Pallas schaut ernst in's grüne Thal,
Mit vier Fakultäten allzumal;
Ich that sie höflich salutiren,
Und meinen Säbel präsentiren,
Steckt' ihn doch wieder ein gar schnell,
Als ein bescheidener Gesell,
Beim zweiten Bild, gleich an dem Thor,
Dem verstorbenen Fürst, Carl Theodor.
Mein Bündel legt' ich ab im Hecht,
Der Wirth, der Kellner und Hausknecht
Erquickten mich auf alle Weis'
Mit Wasser, Wein und guter Speis'.
Nach Tisch konnt ich nicht sitzen bleiben,
Wollt' mich noch durch die Stadt 'rum treiben.
Es fiel ein heller Mondenschein
Gar lockend in die Straßen ein;

Viel Volk sah ich herummer schweifen,
Den einen singen, den andern pfeifen,
Viel Jungfern sich in Arm gehängt,
Kamen da auf und abgeschwenkt.
Auf einmal geht es an ein Laufen,
Sie rennen sich gar übern Haufen,
Stehn auf und hörens gar nicht an,
Spricht einer: „Hab's nicht gern gethan."
Einen Trompeter hört man blasen,
Musik sticht ihnen in die Nasen,
Da lauf ich immer hinten drein,
Bis zu dem Mittelthor hinein,
Da steht gedrückt ein großer Klumpen
Von Mägd' und Knechten, die sich stumpen,
Ein lebend'ge Schanz, von Leuten dick,
Drückt rings sich um die Nachtmusik.
Am Wachthaus schleich ich mich heran,
Und komm auf einen weiten Plan,
Da war mir's wohl, da hört ich's schallen,
Von hohen Häusern wiederhallen,
Oben über eine andre Welt,
Grüne Berge rings herum gestellt,
Fagot und Flöt' und Klarinetten
Beginnen da ein lieblich Wetten,
Die süßen Pfeifen drum her schleifen,
Trompeten scharf in die Nacht eingreifen,
Waldhorn bald fern, bald nahe ruft,
Musik schwamm selig in Sommerluft.
Auf einer Bank ich nieder saß,
Und in den Melodeien las,
Da hob sich an ein Melodei
Gar ernst von aller Weltlust frei:
God save the King, so heißt das Lied,
Das feierlich zum Himmel zieht,
Und fleht mit rührenden Geberden:
O Schöpfer Himmels und der Erden!
Erhalte uns den guten Herrn,
Wir wissen's wohl, du hast ihn gern;
Doch sieh sein treues Volk auch an,
Wir sind mit Freuden unterthan;
In hoher Tugend führt der Greis
Des Landes Glück in sicherm Gleis,
Bricht's ringsumher in dieser Zeit,
Er führt uns herrlich durch den Streit;
Die Künste sind ihm wohl vertraut,
Hat ihnen manchen Sitz erbaut;
Was göttlich in dem Geist ersteht,
Was lebend hinterm Pflug aufgeht,
Den geistlichen und ird'schen Samen
Streut fromm er aus in Gottes Namen,

Laß ihn der Frucht theilhaftig werden,
O Schöpfer Himmels und der Erden!
Erhalte uns den guten Herrn,
Wir wissen's wohl, du hast ihn gern!
God save the King! sprach Melodei,
Und Wiederhall sprach laut: Es sey!
Dann spielten sie was Lust'ges auf,
Doch gab ich nicht recht Acht darauf,
Denn zu mir auf die Bank sich setzten
Zwei Ehrenleut', die freundlich schwätzten;
Die Frau sprach: „Leg' mirs deutlich aus,
„Wo will's mit all dem Jubel naus;
„Was soll das Schießen und das Läuten,
„Und wied'rum die Musik bedeuten?"
Der Mann sprach: „Morgen wirst erst fragen,
„Wenn ich werd' einen Degen tragen,
„Und den bordirten Federhut,
„Dann, Alte, sey auf deiner Huth.
„Da heißt's nicht viel: ergebner Diener,
„Da heißt's: reich mir den Karabiner,
„Patrontasch her, und Pulver und Blei,
„Da bricht der Hausfried' leicht entzwei."
Die Frau sprach: „Ist's der Hausfried' nur,
„So ist mir's eine leichte Schur,
„Und zankst du gleich, freut's mich doch sehr,
„Wenn's heißt: Achtung, präsentirt's Gewehr.
„'S giebt wieder Huldigung, nicht wahr?"
Der Mann sprach: „Ei warum nicht gar,
„Es ist ein frommes Freudenfest,
„Denn unser Herr ist krank gewest,
„Sehr krank und ist wied'rum genesen,
„Ich hab's in Zeitungen gelesen."
Die Frau sprach: „Hätten wir's recht gewußt,
„Das Fest macht uns wohl doppelt Lust,
„Hätten wir gebetet mit unsern Kleinen,
„Wir würden jetzt vor Freuden weinen."
Der Mann sprach: „Das ist so ein Sach',
„Wenn man ihr denkt recht ernstlich nach,
„Man glaubt schier, 's ging ein'm gar nichts an;
„Man sey halt so der Unterthan,
„'S ist grad, wie mit der Religion,
„Der Pfarrer spricht zwar viel davon,
„Doch ging's ein'm nicht im Innern auf,
„Man käm' sein Lebtag nicht darauf."
Die Frau sprach: „Hör', welch lust'ger Tanz!
„Vor war die Musik ernsthaft ganz."
Der Mann sprach: „Jen's zum Himmel ging,
„Ein Gott sey Dank, God save the King!
„Dies ist ein muntres Hochzeitsstück,
„Es wünscht dem jungen Paare Glück,

„Dem lieben Erbprinz und seiner Gemahl,
„Die ihm geschenkt durch Gottes Wahl.
„Durch Gottes Wahl, ja wohl, ja wohl;
„Als ich sie sah, da ward mir wohl,
„So freundlich, hell, so klar und fromm,
„Als ob sie aus dem Himmel komm'.
„Wie ist's wohl unserm Herrn gewesen,
„Als er war wied'rum neu genesen,
„Und ihm der Enkel, der stattliche Mann,
„Das liebe Weib geführt heran."
Die Frau sprach: „Das war neues Leben,
„Neu' Hoffnung ihm und uns gegeben!"
Der Mann sprach: „Komm, es schlägt schon Zehn,
„Du mußt noch mein' Montur nachsehn,
„Ans Licht wollen wir den Rock recht halten,
„So fliehn die Motten aus den Falten;"
Die Frau sprach: „keine sind darein,
„Ich streut' ihn dir mit Pfeffer ein;"
Der Mann sprach: „Ach da werd' ich nießen,
„Das wird den Kapitän verdrießen,
„Wenn's ganze Corps wird Prosit sagen;"
Die Frau sprach: „'s kann sich wohl vertragen
„Ein geseg'n es Gott, ein herzlich Nießen,
„Ist ja ein Vivat, ein Freudenschießen.
„Nun komm, der Abend ist schön verflossen,
„Die Ehen werden im Himmel geschlossen."
Dann gingen heim die Ehrenleut',
Gott geb' ihn'n in den Kindern Freud'!
Auch ich sagt' der Musik gut' Nacht,
Und hab mich auf den Weg gemacht;
Manch Bierhaus da noch offen stand,
Sie sangen, als gieng's fürs Vaterland,
Auch hört' ich seltsam Disputiren,
Von zweien alten Bürgern führen.
Der ein' sprach: „Ja die Hosen hier
„Behalt ich an, das glaub du mir,
„In runden Stiefeln werd' ich gehn;"
Der andre sprach: „Das woll'n wir sehn,
„Woll'n sehn, wer zu befehlen hat.
„Du beschimpfst das Corps, beschimpfst die Stadt."
Der Erste sprach: „Ei, was Stadt, was Corps!
„Geb' ich keinen rothen Heller vor."
Der Zweit' sprach da in großem Zorn:
„Steifstiefel, gelbe Hosen und Sporn,
„Also mußt du dich stellen ein,
„Wir wollen sehen, wer Herr wird seyn."
Der Erst' sprach wieder: „Ja, Ja, Ja,
„Nicht anders, diese Hosen da,
„Und meine runden halben Stiefeln."
Der Zweite: „Ich will dich schon zwiefeln,

„Du kommst, wie bei'm Karl Theodor
„Bei'm Grundstein an dem neuen Thor."
Der Erst sprach: „Morgen wirst du's sehn,
„Wir wollen jetzt nur schlafen gehn."
Der Zweit': „Geschieht's, glaub sicherlich,
„So richt' ich ein' Kanon' auf dich."
Da lachten Beid', ich auch dazu,
Und ging auf meine Herberg zu. —
Und wie ich gen die Brücke schaut,
Hört ich den Neckar rauschen laut,
Der Mond schien hell zum Thor herein,
Die feste Brück gab klaren Schein,
Und hinten an der grüne Berg!
Ich ging noch nicht in mein' Herberg,
Der Mond, der Berg, das Flußgebraus
Lockt' mich noch auf die Brück' hinaus:
Da war so klar und tief die Welt,
So himmelhoch das Sterngezelt,
So ernstlich denkend schaut das Schloß,
Und dunkel, still das Thal sich schloß,
Und um's Gestein erbraußt der Fluß,
Ein Spiegel all dem Ueberfluß:
Er nimmt gen Abend seinen Lauf,
Da thut das Land sich herrlich auf,
Da wandelt fest und unverwandt
Der heil'ge Rhein um's Vaterland,
Und wie an's Vaterland ich dacht'
Das Herz mir weint, das Herz mir lacht',
Setzt' nieder mich auf einen Stein,
Als wär' ich auf der Erd' allein,
Das steinen Bild der Frau Minerven
That zu mir her ein'n Schatten werfen,
Ich sah den Helm, ich sah den Speer,
Die Augen waren müd und schwer,
Recht innerlich geheim mein Denken,
Ein Schlummer thät sich niedersenken,
Der Mond hinter ein Wölklein trat,
Ein Traum mich auch umgeben hat,
Ein seltsam Zwiesprach ich vernimm,
Karl Theodors Bild erhebt die Stimm.

Karl Theodor.

„Frau Pallas, sagt, was will man heut'
„Mit all dem Schießen und Geläut'?"

Pallas.

„Karl Friederich ist krank gewesen,
„Wir danken Gott, daß er genesen."

Karl Theodor.

„Wir, sprichst du, bist du auch dabei,
„Ich glaubt', dir wär's ganz einerlei."

Pallas.

„O sprich nicht so, und denk daran,
„Was alles er für mich gethan:
„Die Stadt stellt mich hierher in Stein,
„Er stellt ins Leben mich hinein —
„Zu meinen Füßen Gerechtigkeit
„Durch ihn sich großer Lehrer freut,
„Daneben Handel und Ackerbau
„Lebendig geh'n durch Land und Au;
„Der Medizin schenkt er ein Haus,
„Manch Kranker geht gesund heraus.
„Chemia, Physika, Philosophei,
„Studier'n und sprechen, was Leben sey.
„Auch durch der Theologia Schleier
„Strahlt neu ein Licht, ein Augenfeuer,
„Gern nennt' ich allem Volk dies Licht,
„Weil's aber taub ist, brauch ich's nicht.
„Sonst sah die Nase nur heraus,
„Und sprach, ich bin heut' nicht zu Haus,
„Aufklärung füllte jedes Maul,
„Schaut durch die Eier und nannt sie faul,
„Weil sie nicht konnt' durch's Hühnlein sehn,
„Blieb der Verstand ihr stille stehn,
„Sie bließ das Ei aus, mahlt es an,
„Steckt auch ein Lichtlein hinten dran,
„Aufklärung heißt's, aus Religion
„Ward schier ein schlecht' Illumination;
„Doch jetzt durch der Theologia Schleier
„Strahlt neu ein Licht, ein Augenfeuer.
„Was nur die großen Heiden dachten,
„Daß sie so gar nichts schlechtes machten,
„Das thut Philologia lehren,
„Der Alten Spiegel recht sauber kehren,
„Daß Mann und Jüngling und auch Kind
„Die Helden schau', die nicht mehr sind,
„Paßt gleich der Spiegel nicht in die Zeit,
„Erquickt sich drein die Ewigkeit.
„Historia naht sich auch herzu,
„Und was gescheh'n, was man noch thu,
„Das spricht sie aus, das sieht sie ein,
„Sie soll des Lebens Herold seyn,
„Und wenn mit Gott das Werk gedeiht,
„So geht hervor ein' neue Zeit,
„Dann mag der Herold, so wie ich,
„Laut preisen den Karl Friederich!"

Solch Red' Frau Pallas ernsthaft führt,
Zu ihren Füßen es sich rührt,
Justitia mit der Waage klingt,
Mercurius die Flüglein schwingt,
Feldbau rauscht mit dem Erndekranz,
Religio's Haupt umgiebt ein Glanz. —
Ein jedes thät seinen Beifall geben,
Karl Theodor wollt' die Stimm' erheben,
Da kömmt ein großer Zug durch's Thor,
Von alten Männern ein Ehrenchor,
Sie trugen Bärt', seltsam Gewand,
Wie ich etwa gemahlet fand
In alten Büchern die Doktoren,
Die Philosophen und Professoren.
Ich schaut' sie gar andächtig an,
Erkannt' auch manchen großen Mann,
Den ich etwa im Bildniß sah,
Erasmus, Dalberg, Agricola,
Reuchlin, Wimpfling, Oecolampadius,
Melanchthon und auch Münsterus,
Marquardus Freher und auch Mizyll,
Donellus dann und andre viel,
Die all' einst hier gelehrt hatten,
Und auch gelernt, die heil'gen Schatten
Umgaben feierlich mit Fleiß
Frau Pallas Bild in halbem Kreis.
Ihr Antlitz stralt' in Freude ganz,
Ihr' weiße Bärt' gaben einen Glanz,
Die Lippen sie bewegen thäten,
Doch war es still, ich hört nicht reden,
Die Hüt' und Baret thäten sie schwingen,
Als ließen sie ein Vivat erklingen;
Weil ich aber kein' Stimm hört' schallen,
Wollt' mir das Ding nicht recht gefallen;
Bei'm Mantel zupft ich einen da,
Den ich vor nicht im Antlitz sah,
Er dreht sich um — der Musenheld,
— Gekrönt — Opitz von Boberfeld!
Der theure, werthe Ahnherr mein,
Schaut feurig mir ins Herz herein;
Das wallt mir auf, die Zung erbebt,
Die Stimme mein sich laut erhebt,
Ich thät ein Lebehoch ausbringen,
Karl Friedrich hoch! thäts wieder klingen,
Weiß nicht, ob es Frau Echo war,
Oder der alten Gelehrten Schaar,
Es gab ein'n Schall, daß ich erwacht,
War ganz allein um Mitternacht;
Von meinem Burschenhut ich nahm
Den Epheukranz, mit Zucht und Scham

Thät ich ihn hin nach Frau Minerven
Als eines Jünglings Opfer werfen;
Ich dacht', bleibt er nur hängen oben,
Als gutes Zeichen will ich mir's loben.
Da flog der Kranz, da fiel der Kranz
Ihr um den Helm im Mondesglanz!
Gott gebe seinen Segen zu!
Gut' Nacht, ich geh nach Haus zur Ruh;
Und wie ich in das Thor eintrat,
War schlummerstill die ganze Stadt,
Nur fern noch hört ich jubiliren,
Ein einsam nächtlich Kommerschiren,
Den Landesvater hört ich Euch singen,
Thät Euch Studenten gut gelingen.
Seyd fleißig nur — fromm — toll — mit Witz,
Dies wünscht von Boberfeld Opitz.

Unter den Heidelberger Professorenfamilien herrschte eine zwangslose, wenig prunkende Geselligkeit. Nur der erwähnte Gegensatz der alten und der neuen Dozenten beeinträchtigte dieselbe zum Teil; die Titel, welche Karl Friedrich im September 1805 auf Antrag Reizensteins in der ganzen Skala der geheimen, Hof-, geistlichen, Kirchen-, Oberhofgerichts-, Justiz-, Medizinal-, Forst-, Studien- ꝛc. Räte über seine Heidelberger Gelehrten ausstreute, waren nach so reiflicher Erkundigung, Beratung und Überlegung verteilt, daß sie nirgend erkennbare Unzufriedenheit verursachten. Daß Heidelberg noch eine recht kleine Stadt war, zeigt sich auch darin, daß man von den Akademikern das Hutabziehen vor sämtlichen Dozenten erwartete; gelegentlich läuft beim Senat eine Klage über derartige Unterlassungssünden ein.

Neben den Familien der Professoren öffneten sich den Akademikern bald auch die gastfreien Häuser der städtischen Honoratioren. Auf zahlreichen Bällen wurde flott getanzt und zur Revanche pflegten auch die einzelnen größeren studentischen Vereinigungen im Winter je einen Ball zu geben, zu denen nebst den geladenen Professoren- und Bürgerfamilien der Prorektor als Amtsperson erschien. Seit 1808 diente zu solchen Bällen hauptsächlich das vormalige Landschreibereigebäude, das der Großherzog zu einer Art studentischen Kasino's hatte räumen lassen.

Außerdem gab es Kränzchen, Thees und Landpartien in Hülle und Fülle. An schönen und bequemen Gartenwirtschaften hat es Heidelberg von jeher etwas gemangelt und sicherlich trägt daran die zugleich erhabene und liebliche Umgebung der Stadt, welche die freigebige Natur selbst zu einem herrlichen Garten gestaltet hat, die Schuld. Kleine Hausgärten gab es jedoch noch vielfach, hier wurden im Sommer die Theegesellschaften gegeben, oder man lud in den noch ungestörten und lauschigen Schloßgarten. Solche Thees begannen um 6 Uhr; außer dem maßgebenden Getränke gab es etwas Kuchen und Obst und für die Herren allenfalls ein Glas Wein; sehr früh, um 9 Uhr, pflegte man sich zu trennen.

Voßens wurden bei ihrer Ankunft durch das Heidelberger Leben sehr angenehm berührt. „Gutmütig und zuvorkommend" schreibt Ernestine, „sind die Leute hier in der Regel alle und diese Tugend ist jedem so natürlich, daß keiner viel Worte bei Gefälligkeiten macht, die er anderen erzeigt." In wenig Jahren würden sie selbst völlige Pfälzer sein. Der allgemeine Optimismus fällt ihr auf: die Holsteiner Bauern sprechen das ganze Jahr von der bevorstehenden schlechten Ernte; wenn es in Heidelberg den ganzen Sommer regnet, sagen die Leute: unter den und den Umständen kann der Wein noch gut werden. „Die Menschen scheinen mir hier einen herrschenden Hang sich zu zerstreuen zu haben, den Nachmittag findet man selten jemand zu Hause." Und Voßens selber vergaßen die Sorge um Mobiliar und Hauseinrichtung und genossen in vollen Zügen die herrlichen Eindrücke, die ihnen täglich neue Ausflüge unerschöpflich erschlossen. Sie wohnten die ersten Tage im „Ochsen"; von Jena kommend waren sie erstaunt, die in ihrem Gasthause verkehrenden Studenten „recht bescheiden" zu finden.

Ein Reisender, Reinbeck, hat uns eine Beschreibung seines in Heidelberg verlebten Sommers 1807 hinterlassen. Seine Erörterungen über einige akademische Verhältnisse und besonders

über das Rudolphi'sche Erziehungsinstitut riefen allerdings eine scharfe Zurückweisung durch eine im Rheinischen Bundesblatt veröffentlichte Erklärung von 18 angesehenen Professoren hervor; in einzelnen anderen Punkten jedoch, z. B. in der Schilderung des bürgerlichen Lebens stimmt er oft frappant mit den Briefen von Ernestine Voß überein. Beide finden die Heidelberger Gesellschaft anregend, munter, ansprechend-gemütlich und taktvollfrei. Überall herrschte ein angenehmer äußerer Komfort und fröhliche, unbekümmerte Lebensauffassung; mit besonderer Ausdauer und Feinheit spielten die Damen Whist und L'Hombre, aber sie gingen auch viel und gerne spazieren und kletterten rüstig in den Bergen. Reinbeck, der sich immerhin gern etwas lange bei dem Aufspüren etwaiger Schattenseiten verweilt, fand, daß neben der Pflege der Geselligkeit das Herz und die Häuslichkeit nicht in gleichem Maße berücksichtigt würden. In den Toiletten erblickte er Geschmack und Auswahl, aber eine geringe Dauerhaftigkeit; viele Schönheiten hätten übrigens die besseren Stände Heidelbergs damals nicht aufzuweisen gehabt.

Die Vergnügungen größerer Städte fehlten. Bürgerressourcen sind erst nach der Zeit, von der wir sprechen, zur Blüte gelangt, an die Erhaltung eines tüchtigen Theaters war nicht zu denken und dem Projekte, daß die Mannheimer Hofschauspieler zweimal wöchentlich in Heidelberg gastierten, widersetzte sich einem Gerücht zufolge der akademische Senat. Öffentliche Konzerte wurden zuweilen von durchreisenden Musikern gegeben; in der Hauptsache blieben Taschenspieler und Wachsfiguren neben der in dem protestantischen Heidelberg nicht recht angebrachten Fronleichnamsprozession die gewöhnlichen Schaustellungen und Unterhaltungen für den Eingeborenen. Desto mehr lockte das Publikum und auch die Studenten das vorgeschrittenere Mannheim, wohin die Eilwagen die Vergnügungsdürstenden für 48 Xr. brachten.

Als Ausflugsorte der Studenten dienten im großen und ganzen die gleichen von der Natur herrlich begünstigten Plätze wie jetzt. Der Hausacker und Wolfsbrunnen, das Stift Neuburg, damals eine Damastfabrik, mit seiner Mühle und das Dorf Ziegelhausen waren die nächsten Stationen an dem beliebtesten und schönsten Spaziergange, am Ufer des Neckar; an der südlichen Bergstraße von Rohrbach aus, dessen Schlößchen, ein Geschenk des Königs von Baiern, dessen Schwiegermutter, die Frau Markgräfin bewohnte, führte ein vielbesuchter romantischer Pfad zu dem stets von Gästen erfüllten Bierhälderhof mit seinem zum Tanze ladenden Wiesenplan.

Zu den genannten Plätzen kamen die nahe Hirschgasse und der Stadt gegenüber Neuenheim, letzteres ein von dem heutigen Villenstädtchen himmelweit verschiedenes Dorf, das wie der Hausacker, der Schlüssel, der Rosengarten und einige andere Orte den Wächtern der studentischen Gesittung mancherlei Anstoß bot. Auf der Gemarkung Handschuhsheims, in dem jetzt der „Ochse" alle anderen Ausflugsorte der Studenten an Beliebtheit weit überflügelt hat, befand sich die sogenannte Studentenjagd, über welche die Bestimmungen am schwarzen Brett der Universität angeschlagen standen. Pfalzgraf Karl Ludwig hatte sie 1655 und 1671 den Akademikern verliehen; seitdem blieb sie und noch lange über unseren Zeitabschnitt hinaus ein dauerndes Recht derselben, nur wurde im Jahr 1812 der Jagdanfang vom 24. August auf den 24. September verlegt, um den Segen des Handschuhsheimer Tabakbaues zu schonen.

Lustig waren die Kirchweihen, welche Sonntag für Sonntag und den Montag mit umschließend in den Tanzlokalen der nächsten Umgegend wechselten und in ihrer überschäumenden, weinfrohen Ausgelassenheit dem von Norddeutschland kommenden Fremden das überraschende Bild eines Schäferidylls kecker Art oder auch eines antiken Dionysusfestes in den Sinn riefen. Hier war der Student ständiger Gast, hier schwang er im Tanze die

Dienstmägde und Zofen Heidelbergs, deren Zierlichkeit und Sauberkeit mannigfache Berichte voll Eifer preisen, freilich nicht ohne daß die ernsthafteren ihren allzugroßen Hang zu Lustbarkeiten tadeln; hier kaufte er den mutwilligen Mädchen Bänder und Schmuck, scherzte und trank mit ihnen und achtete in süßer Thorheit des spöttischen Gesichtes nicht, das hinter seinem Rücken Cythereens leichtsinniges Söhnchen ihm machte.

Heidelberg galt in Deutschland als eine Universitätsstadt, wo der Student die akademische Freiheit noch mit am ungebundensten genieße. Zu dieser Meinung gesellte sich in der Stadt und auswärts viel Klatscherei und üble Deutung. Wie es zu geschehen pflegt: wenn eine studentische Ausschreitung bekannt wurde, wurde sie in vergrößertem Maßstabe verallgemeinert und dann zur Charakteristik der Studentenschaft einseitig angewendet. So kommt es, daß Reinbecks Schilderungen über die Studenten zwei leicht voneinander zu trennende Auffassungen zeigen: die schon nach Heidelberg mitgebrachte, die er zu prüfen sich keine Mühe gab, und seine eigenen Eindrücke. Am meisten und dazu höchst oberflächlich spricht er natürlich von dem äußerlichsten, den Mensuren; dann ist ihm der Kompendienhochmut der Akademiker ungenießbar und lächerlicher als Geldprotz und Portepeestolz; öffentliche Vergnügen ohne Störung durch Studenten gäbe es nicht; von einem Dutzend der letzteren seien immer acht im Gesicht durch Schmarren tief gezeichnet und machten sich keine Sorge, diese Zeichen jugendlicher Roheit mit in das ernstere Leben hinüberzunehmen. Aus persönlicher Erfahrung aber giebt er zu: „Ich selbst bin bei mehreren Gelegenheiten, bei Thees und Spazierfahrten mit Studenten in Gesellschaft gewesen, welche selbst in der höchsten ungebundensten Fröhlichkeit die Grenzen des Anstandes nicht überschritten“.

Manches, das damals in der Studentenwelt anders war, wie heutzutage, erklärt sich durch die von der jetzigen recht verschiedene Zusammensetzung der akademischen Bürgerschaft. Wenn

auch das andere Extrem nicht fehlte, knabenhaft junge Studenten, die mit kaum 16 Jahren auf Mensur gingen, so war doch die Studentenschaft im allgemeinen eine um einige Jahre ältere Generation als in unserer Zeit der gymnasialen Überbürdungsklage, und in den meisten Hinsichten reifer. Zudem war der Andrang zum Studium kein so großer, mußten sich doch in einzelnen deutschen Ländern die Bürgerlichen, welche daran dachten zu studieren, über ein gewisses eigenes Vermögen oder der Eltern ausweisen. Der Pauperismus kam in den meisten Fakultäten überhaupt nicht vor und damit fiel schon viel Stubenhockerei und manche Streberei fort. Der Kollegienbesuch war rege, es gehörte zum tüchtigen und fidelen Studenten, daß er morgens Vorlesungen hörte, dann erst ward der gemütliche Flausrock an den Nagel gehängt und am Nachmittage durfte der Schniepel paradieren. Das Motiv in einem vielgesungenen Liede: „Der Herr Professor liest heut kein Kollegium" darf nicht als bloße Phrase genommen werden und andererseits hob die im Kolleg empfangene Anregung auch wieder den Humor. Immerhin hätte ja vieles besser sein können. So war es auch mit dem häuslichen Arbeiten in der Regel nicht besonders bestellt; aber dazu war Heidelberg und Heidelberger Leben zu schön, hatte man einmal aufgehört, dort Student zu sein und ging es nach Hause auf das väterliche Gut oder zum Examen, dem die Anstellung und die Heirat Schlag auf Schlag zu folgen pflegten, dann sah in diesem Zeitalter vor den Eisenbahnen wohl mancher im ganzen Leben die Neckarstadt nicht wieder und seine letzte wehmütig-schöne Erinnerung blieb, wie ihn die Brüder im feierlichen Komitat durch die wohlbekannten Gassen der Musenstadt und zum Thore hinaus geleitet die Bergstraße oder den Neckar hinauf, und wie ergreifend es dem Fortziehenden geklungen, das oft mitgesungene, aber niemals so empfundene Lied vom Scheiden.

V.

Landsmannschaften und Korps.

Zu der Zeit, da die ersten Scharen norddeutscher Studenten nach Heidelberg kamen und die Zahl der Inländer zu überflügeln begannen, hatten die Senatsmitglieder gehofft, es werde nunmehr unter diesen Angehörigen der verschiedensten deutschen Gaue eine freundschaftliche Annäherung und Vermischung stattfinden und diese Wechselwirkung werde den günstigsten Einfluß auf das Verhalten der ganzen Studentenschaft ausüben. Die derartigen Anzeichen währten jedoch nicht lange; der Gegensatz der Stämme war noch zu unvermittelt, zumal aus Mitteldeutschland wenige nach Heidelberg gingen, die ganze Lebensauffassung und Lebensweise der Norddeutschen hob sich zu scharf von der der Süddeutschen ab, als daß eine Ausgleichung schon jetzt hätte eintreten können: bald standen einander zwei große Gruppen in einem deutlichen Kontrast gegenüber, der das landsmannschaftliche Prinzip außerordentlich stärken mußte, welches ja schon in den Badenern und Rheinländern zum Ausdruck gelangt war, und der denn auch die Constantisten verschlang. Sobald die Parteien klar geschieden waren, tauchten dann wiederum auch innerhalb derselben Spaltungen auf und über diesen internen Trennungen wurde darauf der anfängliche, größere Gegensatz vergessen, die neuen Bildungen drängten nach festen und statutarischen Formen und so fanden denn allmählich wieder Annäherungen statt, bis endlich unter gegenseitiger Anerkennung 4 Landsmannschaften deutlich hervortraten: Westphalen, die eigentlichen Norddeutschen, Kuronen oder Kurländer mit den übrigen Deutschrussen, Niederrheiner und Oberrheiner, die letzteren neben Schweizern u. s. w. die Landeskinder umfassend. Sie trafen Bestimmungen über ihren gegenseitigen Verkehr und brachten eine feste Ordnung in das Mensurwesen, was sicher ein er-

freulicher Fortschritt war; als sie diesen Komment nun auch allen übrigen Akademikern aufoktroyieren wollten, schienen sie anfänglich Anerkennung zu finden, sobald aber die Mitgliederzahl der Landsmannschaften sehr bedeutend abnahm — sie betrug sehr bald nur noch ein Viertel aller Studenten —, erhoben sich gegen ihre Despotie öftere Agitationen unter den Renoncen. Heraus kam dabei freilich nie etwas, denn etwas Positives selbst zu schaffen, daran dachten die Opponenten nicht und außerdem war unter den Wilden stets eine so große Anzahl, welche mit oder ohne angenehme Titel den Verbindungen anhingen und nachschmachteten, daß die Bewegung regelmäßig ohne Resultat im Sande verlief.

Die Mehrzahl der Professoren sah das Bestehen der Landsmannschaften nicht ungern; die letzteren hatten einen erträglichen modus vivendi hergestellt und hielten im allgemeinen auch ihre Leute in Ordnung, beides besser als es die Behörde vermocht hätte. Mehrere Jahre vergingen ohne Exzesse und Krawalle; die Prorektoren hatten dies dadurch erreicht, daß sie sich bei drohenden Anlässen sogleich an die Senioren wandten und diese für die Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung interessierten. Von einem dieser Häuptlinge konnten die Professoren einmal sagen, er habe sich in vielen Fällen um die Akademie wahrhaft verdient gemacht.

Von einer besonderen Eintracht der Landsmannschaften untereinander konnte freilich keine Rede sein. Die aus der Rivalität erwachsenden Streitigkeiten fanden indeß durch ansehnliche propatria-Suiten ihren baldigen offiziellen Abschluß und unter dem schnellen Wechsel der Generationen nahmen die Häkeleien auch gewöhnlich sehr rasch wieder andere Richtungen. Die Oberrheiner, von mehr gemütlicher und gutmütiger Sinnesart, konnten von jeher die hochmütigen Kuronen so wenig leiden, wie diese sie; sonst aber kam der alte Gegensatz des Nordens und Südens im Verhältnis der ganzen Korporationen jetzt weniger

zur Geltung. Dagegen entwickelte sich zwischen den beiden norddeutschen Verbindungen eine steigende Gegnerschaft, bei der die beiden rheinischen Landsmannschaften nur als Parteigänger jener eine Rolle spielten. Alles dieses trat im Frühling des Jahres 1810 mit besonderer Deutlichkeit hervor.

Als am 22. März die Westphalen und die Kurländer eine Anzahl Forderungen im Pfälzer Hof zu Neckargemünd auspauken wollten, verbot das der Wirt; nachdem sie dann in die Hirschgasse gezogen, wurden sie zum zweitenmal gehindert und zwar durch Krings, der sie hier überraschte. Schon war darüber gesprochen worden, daß in der letzten Zeit so häufig abgefaßt sei; als man nun wiederum unverrichteter Sache nach Hause gehen mußte, äußerte ein Kurone, die Westphalen hätten die Duelle verraten. Diese enorme Beleidigung sogleich zurückzunehmen weigerte er sich; daraufhin nannten ihn 2 Chargierte der Westphalen einen Hundsvott — „nach dem sogenannten Komment der Edelleute", wie der Senatsbericht es auffaßt —; des Kurländers Antwort war eine erhebliche Ohrfeige, die er dem einen, v. K., erteilte.

In gewaltiger Aufregung ging's nun in die Stadt zurück. In einer sogleich anberaumten Seniorenversammlung beantragten die Westphalen die Verrufserklärung gegen den Injurianten und wurden darin von den Oberrheinern unterstützt; die Kurländer aber und die zu ihnen haltenden Niederrheiner wollten den Beschluß mindestens aufgeschoben wissen. Die beiden anderen sahen, was eine solche Überlegungsfrist bedeuten würde und hielten für sich einen Konvent, in dem sie frischweg die Gegner samt und sonders in Verruf erklärten. Sechs Leute, von jeder Landsmannschaft drei, sollten den Beschluß überbringen; von dem ersten Kurländer, an den sie sich auf der Straße ihres Auftrages entledigten, bezog v. K. als Sprecher der Deputation die zweite Maulschelle in dieser Sache. Daraus entspann sich eine solenne Holzerei, in der dem Kurländer einige Renoncen beistanden; eine

dritte, neutrale Partei prügelte schließlich die anderen beiden auseinander.

Ahnungsgrauend zogen jetzt die Oberrheiner zu den Westphalen auf deren Kneipe, in den „englischen Hof", die Mitglieder des akademischen Gerichts in Martins Wohnung, und harrten der Dinge, die kommen würden. Die drei Professoren schickten noch den Pedellen aus, die Kuronenhäupter zu citieren, diese aber verweigerten zu kommen. Bald zog mit Stöcken, Hiebern, sogar Pistolen bewaffnet eine große Schar, wohl 100 Mann, heran, Kurländer, Niederrheiner und Wilde, die von Krings vergeblich Citierten dem Zuge voran. Unter den Renoncen war das Gerücht gegangen, auch von ihnen seien viele zugleich mit in Verruf gesteckt worden. Mit ausgebreiteten Armen stellten sich Thibaut, Martin und Zachariae dem Zuge entgegen, aber umsonst. Die Vordersten waren so in Zorn erhitzt, daß sie auf Nichts hörten; die hinteren Reihen drängten nur und riefen: „Vorwärts!" So wurden die Professoren von der unaufhaltbaren Horde bis zum englischen Hof zurückgeschoben und die in dem Gasthause Befindlichen darauf mit einer Flut von Ehrentiteln zum Herauskommen aufgefordert. Die aber hüteten sich weislich und die Bemühungen der drei Professoren konnten nach langem Beharren endlich die Belagerer bewegen auf den Paradeplatz zu ziehen, worauf beide Parteien das Versprechen abgaben keine Thätlichkeiten zu begehen und zum Unterpfande je fünf Geißeln stellten.

Ganz zu Ende war es damit noch nicht. Die Kurländer gingen am anderen Tage mit ihren Bändern triumphierend und herausfordernd in der Stadt umher, die Gegenpartei verweigerte beharrlich die gewünschte Zurücknahme des Verrufs. Daher requirierte der Senat zur Vorsicht — die leichten Dragoner standen längst nicht mehr in Heidelberg — von Mannheim Militär, das noch an demselben Abend einrückte, und erließ einen mahnenden Anschlag, während er die Haupttumultuanten

zur Untersuchung zog. Am 25. schon mußten drei Kurländer und ein Niederrheiner zum Städtle hinaus, den Tag darauf wurden auch die sechs Ueberbringer der Verrufserklärung ausgewiesen. Mahnung und Strafe kühlten nunmehr die Gemüter ab; am 28. nahmen die Westphalen und Oberrheiner den Verruf zurück und das Militär konnte zurückkehren.

Die Auflösung der Landsmannschaften hatte der Senat ausgesprochen, aber bei der Regierung verwandte er sich halb und halb zu Gunsten ihres Fortbestehens. Sie seien niemals anerkannt worden, ihre Duldung jedoch sei geradezu notwendig; die Aktiven selber zählten ihre Verbindungen nicht zu solchen, wie sie die akademischen Gesetze verbieten wollten; man möge zunächst dem Senate wenigstens genauere Gesetzesbestimmungen an die Hand geben. Eigentlich waren die vorhandenen klar genug, indessen „für diesmal“ erklärte sich das Ministerium des Innern mit den Ansichten des Senats einverstanden.

So kam das Sommersemester heran. Die Kuronen und Niederrheiner, sei es, daß sie überdrüssig waren immer nur unter Landsleuten zu verkehren und neue Bekanntschaften und Eindrücke gewissermaßen von sich auszuschließen, sei es — und das ist wahrscheinlicher — daß es eine notwendige Konzession für die Renoncen war, waren am Ende des Wintersemesters direkt nach dem Streit mit den beiden andern Landsmannschaften freiwillig auseinander gegangen; die letzteren dagegen hatte die akademische Behörde speziell aufgelöst, sie hatten also einen Grund auch fernerhin möglichst in der alten Weise zusammenzuhalten. Aus der großen Kurländerpartei mit ihrem Renoncenanhang gingen nunmehr fünf in einer Convention stehende Korps hervor, welche eine Weile dominierten, die gegnerischen Reste ignorierend und das landsmannschaftliche Prinzip verurteilend, das in praxi bei ihnen, wenn auch abgeschwächt, ebenfalls noch mitspielte. Sie nannten sich Kurländer, Vandalen (Vandalia war der aus einem geschichtlichen Irrtum entstandene gelehrte

Name für Mecklenburg), Hannoveraner, Rheinländer und Schwaben (Landeskinder); ihre Statuten fußten auf den gemeinsamen Kommentvereinbarungen, nur von den Vandalen erzählte man sich, daß sie nach dem von Göttingen herübergeflüchteten Komment der dortigen aufgelösten Vandalia lebten.

Alles das waren ganz öffentliche Dinge. Da nun auch mit den Landsmannschaften wieder Häkeleien vorkamen, berichtete der Senat unter dem neuen Prorektor Ackermann Ende Mai Alles nach Karlsruhe und erhielt von da aufs Schleunigste die genauesten Weisungen, wie er das „dermalen auf den höchsten Grad gestiegene Unwesen" ausrotten solle. Als spezieller Hofkommissar wurde der vom Senat selbst erbetene Mannheimer Kreisdirektor von Manger bestätigt.

Als Thibaut 1806 Prorektor war, war er mehrere Male veranlaßt gewesen den Oberbehörden zu erörtern, wie bei der Entsendung außerordentlicher Regierungskommissarien in jedem Falle nur größeres Unheil zu erwarten sei, wegen deren Unbekanntschaft mit den Personen und Verhältnissen und wegen ihrer Lage, nur gerecht und strenge sein, aber nicht alles Einzelne berücksichtigen zu können. Manger war persönlich ein kluger und wohlgesinnter Mann, an seinem guten Willen lag es nicht, daß Thibaut noch nach vier Jahren Recht erhielt.

Er begann am 6. Juni damit, über zwei besonders „gefährliche Subjekte", die schon Vieles auf dem Kerbholze hatten, den schärfsten Grad der Relegation zu verhängen und sie zugleich für drei Wochen auf den Dilsberg zu schicken. Von da schauten die Beiden einige Tage in das lenzgrünende Neckarthal hinunter, dann aber zogen sie es vor, dieser berühmten Festung auf Nimmerwiedersehen Lebewohl zu sagen.

Mangers Vorgehen, das als ungewöhnlich hart empfunden wurde, erregte natürlich große Aufregung; am bedrohtesten fühlten sich die Stifter, Senioren und die s. g. Werber. Noch am 6. Juni beriet in einem Wirtshause vor der Stadt eine

zahlreiche Versammlung, wie man sich **wehren könne**; die Hannoveraner, die von Gewaltthätigkeiten abmahnten, standen bald vereinzelt da bei der zunehmenden Widerstandslust und der Begierde nach einem Hauptskandal; die Nemesis schien ja für Viele ohnehin hereinzubrechen. Als später Krings erschien, gingen sie zwar scheinbar ruhig auseinander. Aber als es Nacht wurde, da tönte plötzlich der Generalmarsch der Studenten durch die Straßen, der gefürchtete Ruf, von dem geglaubt wurde, daß ihm jeder Akademiker unverbrüchlich Folge zu leisten habe: „Burschen heraus!“ Ein ungeordneter Knäuel, Vandalen und Kurländer voran, zog lärmend und tobend daher, vor Martins Hause staute er sich und gleich darauf klirrten die Scheiben; dann ging es noch zu Mangers Wohnung, um auch dort die Fenster einzuwerfen.

Unbekümmert aber fuhr der Kreisdirektor auf dem eingeschlagenen Wege fort. Am anderen Morgen kam bereits das Militär, das er noch in der Nacht heranbeordert hatte; darauf publizierte er die gegen Realinjurien und gegen die Verbindungen erlassenen großherzoglichen Mandate und installierte den neuen Universitätsamtmann Jolly, nach einem Beschlusse der Regierung, die längst gewünscht hatte das akademische Gericht durch einen Mann, der nicht zugleich Dozent sei, zu ersetzen. In den nächsten Tagen wurde noch eine größere Anzahl Akademiker relegiert resp. konsiliiert; einer von diesen erlangte übrigens bald darauf Begnadigung, weil er Franzose, also auf die militärische Carriere durchaus angewiesen sei und möglicherweise diese ihm durch die akademische Bestrafung verdorben werden könne. Noch einmal versuchten die Kommilitonen der Fortgewiesenen durch gemeinsamen Trotz etwas zu erreichen, sie planten einen abermaligen Auszug, aber zu einem größeren Effekte brachten sie es nicht. Immerhin waren es außer den Bestraften im Ganzen 31 Studenten, die im Unmut freiwillig dem schönen Heidelberg den Rücken kehrten, darunter allein 21 Kurländer. Die artig ge-

wesenen Hannoveraner blieben alle da, ebenso die Landsmannschafter und — wohl oder übel — als Inländer auch die Schwaben.

Seit dieser Zeit zeigten sich die Verbindungen lange nicht wieder; im Verborgenen bestanden sie natürlich in alter Weise, hatten jedoch ihre Zusammenkünfte mehr nach Neuenheim verlegt. Man sah wohl in der Stadt, daß immer dieselben Studenten in den Pausen vor dem Kollegiengebäude zusammenstanden oder mit einander zu Mittag aßen, man bemerkte auch wohl einmal eine farbige Pfeifenquaste oder eine vorwitzige Kokarde, die gelegentlichen Nachforschungen blieben indessen ohne greifbaren Erfolg und allmählich wiegten sich die Wächter der akademischen Disziplin in behagliche Sicherheit ein, bis ihnen denn wieder einmal wie im Traum eine Schar Studenten mit braunen Mänteln erschien, die merkwürdiger Weise alle schwarze Kragen hatten und dadurch sattsam bekundeten, daß von Neuem die verbotenen Verbindungen ihr gefährliches Unwesen trieben.

Erst gegen Ende des Sommersemesters 1813 wagten sich diese Vereinigungen wieder hervor, jetzt acht durch Farben und Zirkel*) gesonderte Korps, die nahezu ein Drittel der Studentenschaft umfaßten: Kurländer, Holsteiner, Westphalen, Nassauer, Niederrheiner, Oberrheiner, Schwaben und Schweizer. Nachdem am 28. Sept. die Revision des gemeinschaftlichen Komments beendet war, erlangte von ihrer Existenz der Senat Kenntniß, ließ sich jedoch weiß machen, die Korps hätten weder Gesetze noch Vorsteher, seien kein begrenzter Kreis und lebten ohne Formenzwang, die Leiter seien „ältere" Studenten. Dem Ministerium erklärte er sie als eine „nicht besonders schädliche Art landsmannschaftlicher Verbindungen" und ließ, nachdem sich die Holsatia schon am Anfang des Winters 1813/14 aus Mitgliedermangel hatte suspendieren müssen, die übrigen bestehen,

*) Der Ausdruck „Zirkel" leitet sich her von der früheren Transskription dieser Verbindungsmonogramme: **Vivat circulus fratrum N. N.**

selbst nachdem das Benehmen der Kuronen einen abermaligen größeren Konflikt herausgefordert hatte.

Am 5. Nov. 1814 erfuhr nämlich der Oberpedell, daß wegen eines Streits über die Notwendigkeit einen Paukanten abzuführen Massenkontrahagen zwischen den Westphalen und Kurländern hingen, und da er bei einem der Letzteren, v. Drachenfels, Schläger aufbewahrt wußte, wollte er sie dort in Beschlag nehmen; der Genannte verweigerte jedoch die Herausgabe, fuhr den allgemein respektierten Mann, der nicht ohne die Waffen abziehen wollte, an: „Elender Mensch, ich will Dir zeigen, daß wir Kurländer sind!“ und drang mit einem Kavalleriesäbel auf ihn ein. Hiervon erstattete Krings dem Universitätsamtmann Bericht.

Schon jetzt begannen die Kurländer öffentlich allerhand bedrohliche Redensarten zu führen und noch mehr, als Drachenfels in Arrest genommen wurde. Zwei von ihnen erschienen sogar mit ihren qualmenden Tabakspfeifen bei dem Amtmann und fragten ohne jegliche Begrüßung oder Einleitung in frechem Tone, weßhalb ihr Freund eingesperrt worden sei. Schon vor dieser Szene, die durch die Dazwischenkunft des Justizrat Martin unterbrochen wurde, hatte sich der Amtmann an den Prorektor (Paulus) um eine Sitzung des Senats gewandt; der letztere forderte jetzt von den Kurländern einen Revers für ruhiges Betragen, die aber lehnten das schwächliche Verlangen einfach ab. Bald darauf entfloh v. Drachenfels ohne Mühe aus dem Karzer und zu Pferde aus der Stadt; als man darauf in seiner Wohnung am Paradeplatz Haussuchung hielt, wurden 30 Dragoner, die der Senat auf alle Fälle hatte aus Schwetzingen kommen lassen, vor dem Hause aufgestellt. Die Soldaten hatten hier und da die Studenten ohnehin schon gereizt, das hatte neben einigen am 8. Nov. vom Senat verhängten Strafen die längst gährende Aufregung gesteigert und die lächerliche Phalanx auf dem Paradeplatz brachte diese vollends zum Eklat. Noch während der

Haussuchung, bei beginnender Dunkelheit zog vom Markte her lärmend und „Burschen heraus" rufend ein stets anschwellender Studentenhaufe heran, ließ sich am Mittelthore sehen und machte dann wieder Kehrt; vor Martins und des Proretkors Hause wurden endlose Pereats ausgebracht und durch des Ersteren vielgeprüfte Fensterscheiben sauste ein Stock, der den Namen eines der beiden Kurländer trug, die den Universitätsamtmann hatten koramieren wollen. Nach diesen Thaten zogen die Ruhestörer nach Neuenheim; die Dragoner folgten ihnen langsam nach, kehrten aber beim Thore wieder um. Circa 200 Akademiker, die sich an dem Tumult nicht beteiligt hatten, folgten ihrem Pflichtgefühle oder der Neugier und gingen in kleinen Gesellschaften auch nach Neuenheim hinüber.

Aber die Zeit der akademischen Auszüge war wie die der fahrenden Schüler längst vorüber und das kühle Novemberwetter mochte nicht wenig zur Beruhigung der Gemüter beitragen; noch in derselben Nacht suchten die Meisten ihre behagliche Wohnung in der Stadt wieder auf. Die Beharrlicheren legten dem Senat am anderen Tage eine Denkschrift vor, in der sie u. a. vorgaben, der Auszug sei wegen des Benehmens der Soldaten geschehen; jedoch weder diese Art sich herauszureden, noch die zugleich angedeuteten Drohungen imponierten dem Senat, dessen Festigkeit durch seine Dragonergarde ungemein gestiegen war; er blieb bei den erkannten Strafen und forderte Rückkehr. Als diese denn auch erfolgte, wurde von weiterer Untersuchung abgesehen, und nicht mit Unrecht folgerten die Korps aus dem letzteren Umstande, die Behörde habe Nichts gegen ihr ferneres Bestehen einzuwenden.

VI.

Das Erwachen des nationalen Gedankens.

Wie wenig trat bei Allem bisher Erzählten hervor, daß zugleich, während in Heidelberg diese kleinen Ereignisse und Störungen innerhalb der ruhigen und schönen Entwickelung des größeren Ganzen sich abspielten, die düsteren Tage der Napoleonischen Fremdherrschaft heraufgezogen waren und dumpf und schwer über Deutschland lagerten, bis dann endlich nach Jahren der Trauer und der Knechtschaft, die unsere Nation getragen, den mächtigen Imperator wie in der Peripetie des antiken Dramas die Hybris, die eigene Überhebung an den jähen Absturz des Verderbens führte. In der Musenstadt am Neckar hatte man sich nicht allzuviel um Preußens Fall und die Ereignisse der Rheinbundstage gekümmert; wer Korrespondenzen jener Zeit liest, erkennt, wie selbst in den Kreisen dieser hochsinnigen Heidelberger Gelehrten im Allgemeinen kaum der Boden erst vorhanden war, in dem ein vorwiegend nationales Gefühl keimen konnte; Frankreich, Österreich, Preußen, Rußland erschienen alle vier als gleich fremde Herrschaftsgebiete, von denen eigentlich nur das erste eine besondere Aufmerksamkeit zu erwecken im Stande war. Von Durchzügen blieb Heidelberg, die Pforte des Neckarthales, im Ganzen doch verschont, die Universität versicherte Napoleon seines besonderen Schutzes. In der Nähe der Stadt freilich lag mehrmals französisches Militär und in den Zeiten, da der Kaiser besonders die Landeskinder seiner Vasallenfürsten auf seine fernen Schlachtfelder sandte, kam es vor, daß Heidelberger Studenten ihrer Manichäer überdrüssig sich als willkommene Genossen zu den Ausgehobenen schlugen.

Als dann der Zusammenbruch der Napoleonischen Macht auf den Schneegefilden Rußlands die Fürsten und Völker Mut zu neuem Widerstande schöpfen ließ, als das aus tiefster Er-

niedrigung in schmerzlichem Sehnen erwachte Nationalgefühl unter den ersten Morgenstrahlen der Freiheitssonne mächtig emporwuchs und in ganz Norddeutschland alle vaterländischen Herzen dem preußischen Könige zujauchzten, der „Freiheit oder Tod!" seinem hochherzigen Volke zurief, da verließen (zu Ostern 1813) 27 Jünglinge die Heidelberger Universität und stellten sich in der Heimat zu den Fahnen; der Heidelberger Berichterstatter läßt sie „den Krieg im Norden" mitmachen, von ihm würden wir nicht erfahren, daß sie jubelnd in den Kampf für die Befreiung Deutschlands eilten. Erst nachdem die gewaltige Völkerschlacht um Leipzig geschlagen war, als dann Großherzog Karl der Allianz gegen den Kaiser beitrat, da konnte auch in Heidelberg die erwachte patriotische Begeisterung der Edleren vollends durchdringen und noch 73 Studenten zogen im Dezember und Januar in den heiligen Krieg, ihnen voran einige ihrer Professoren.

Nur 206 Akademiker zählte die Ruperto-Carola im nächsten Sommer; doch schon im Wintersemester darauf ward die Durchschnittshöhe wieder erreicht.

Und darnach vollzog sich allmählich auch in Heidelberg der große allgemeine Umschwung in der studierenden Jugend, der in der Gründung der Burschenschaft seinen nicht alleinigen, aber hauptsächlichsten Ausdruck fand, jene tiefgreifende Bewegung, die die warmschlagenden Herzen der Jünglinge zum ersten Male mit einem hohen gemeinsamen Ziele erfüllte, sie in bedeutender Steigerung der geistigen wie sittlichen Kräfte über das gedankenarme Einerlei des hergebrachten Studentenlebens emporhob und — man mag nun die in einer späteren Periode ihr gegebene Richtung zum Teil beklagen — als köstliche, vielverheißende Frucht aus der größten nationalen Erhebung Deutschlands hervorging. Ein anderes Geschlecht schien in dem befreiten Vaterlande aufgegangen zu sein; die Zauberworte der französischen Revolution, die hinreißende Gewalt der Schiller'schen Dichtungen, die hohen Impulse der Freiheitskriege und zu dem Allem noch

ein heterogenes Viertes, die schwärmerische Mystik der Romantiker bewegten die empfänglichen Gemüter, die alles Jenes abzuklären und zu verschmelzen rangen; zu keiner Zeit hatten humane Ideen mächtiger und allgemeiner geherrscht, in dem Nächsten wähnte man nur den Kameraden, wie man ihn etwa am Lagerfeuer in den Sturmnächten des Feldzuges kennen gelernt, man fühlte sich einander menschlich nahe, wie noch nie. Und wenn jede aus Edlem entsprungene neue Bewegung mit heller Lohe aufschießt, wie viel feuriger flammten die Augen, pochten die Herzen bei der raschen Jugend! Hier, wo alle Erfahrung noch weit mehr fehlte, als bei dem politisch auch ganz unreifen Publikum, hier kannte man in stolzem Glauben an die Idee nur die Extreme, hier duldete man keine Einwände und wer auf halbem Wege stehen bleiben wollte, galt als ein Feigling, ein Hundsvott; vom deutschen Bruder nur oder vom tückischen Wälschen war die Rede, von Freiheit oder Knechtschaft. Unendlich viel Unklarheit lag in dem Allem, in den patriotischen Einheitsträumen wie in den Schwüren gegen Tyrannei und Unterdrückung; mit den Tagesfragen jedoch und den Leitartikeln der Zeitungen hatte die hoch am Sternenzelt wandelnde Freiheit dieser ersten Burschenschafter Nichts gemein; noch als die breiten Schichten des deutschen Volkes enttäuscht zu fragen begannen, wo die versprochene Freiheit im eigenen Vaterlande bleibe, die man zugleich mit der blutigen Befreiung des deutschen Bodens zu erringen gehofft, da wiesen die Burschenschaften mit vollem Bewußtsein ein politisches Programm von sich ab und als später vereinzelte radikale Zirkel die unwillige Gährung aufnahmen und für ein groteskes, abstoßendes Zerrbild des burschenschaftlichen Ideals sich fanatisierten, selbst da noch glaubte die große Zahl der Burschen, wenn von Freiheit und Volksrecht, von Verrat und Tyrannentrug gesprochen und gesungen wurde, es handle sich um den wälschen Usurpator.

Nicht treffender können die ersten Jahre der Burschenschaft gekennzeichnet werden, als — wenn man sie wol versteht — durch die Worte, in die Karl Hase in Jena seine Jugenderinnerungen faßte: Ideale und Irrtümer! Aber mag es auch wahr sein, daß diese reinste und opferwilligste Bewegung des akademischen Lebens krankte an der Unklarheit ihrer Ziele, an der Vieldeutigkeit ihrer Schlagworte, mag das zu heftige Vorgehen der Regierungen gegen die unbesonnenen Schwärmer, die allerdings nicht mitzureden hatten, was im Staate geschehen solle, wie ein Nachtfrost im Frühling gerade auf ihr edelstes Streben gefallen sein und sie auf den verderblichen Pfad der Demonstrationen getrieben haben, mögen dann auch einzelne trübe Erinnerungen der jetzt vergangenen Tage mit besserem oder geringerem Recht an den Namen der Burschenschaft geknüpft worden sein, mag das ernste Schwarz-rot-gold, das Banner des deutschen Einheitsgedankens, später zum Aushängeschild der verschiedensten Ideen erniedrigt worden sein: die innere Gesundung des Burschenlebens ist ihr Werk und nie wird ihr entrissen werden können, daß sie den Traum vom einigen deutschen Reich von Anfang an getragen und durch bittere Enttäuschungen bewahrt hat, ratlos über die Ausführung, aber unentwegt im Endziel und daß der schönste Erfolg ihr gelungen: zum Gemeingut des deutschen Volkes ihr Ideal gemacht zu haben, so daß es eine politische Macht geworden war, als dann endlich ein kaum erwarteter Bundesgenosse die alte Burschenschaft auf diesem Posten ablöste, ihr Kleinod an seinen Schild fügte und mit „Blut und Eisen“ in raschem Siegeslaufe das neue deutsche Reich zu glanzvoller Wirklichkeit schuf.

Die Heidelberger Burschenschaft blieb auch nach 1817 vor der Tendenz bewahrt; gerade in den Jahren, als die niedrigen Schriften eines Schmalz und Stourdza den Beifall der Kabinette fanden und die norddeutschen Burschen von den Regierungen nichts mehr zu hoffen und Alles zu fürchten hatten, da stand sie der

Politik ferner wie vorher. Daß das Großherzogtum damals bereits den ersten Débuts des Parlamentarismus entgegensah, trug dazu nichts bei — denn der Heidelberger Student kommt eigentlich selten zu der Ueberzeugung, daß auch er innerhalb des badischen Staatswesens lebe, und außerdem waren ja nicht landständische Verfassungen, sondern der lebhafte Ausdruck der nationalen Einheit die Forderung der deutschen Burschen —, viel eher war es die ziemliche weite Entfernung von Berlin und Jena, den Universitäten, an denen auch die Turnerei überwog und ihr „gereinigter Eulenspiegel", wie Arndt den treuherzigen Patrioten, Vater Jahn, in seinen Schwächen kennzeichnete, persönlich oder durch Schüler bestimmend einwirkte; ferner trat in Heidelberg kein akademischer Lehrer in politischen Gedankenaustausch mit seinen Hörern, wie etwa in Jena der Philosoph Fries, der kurz vorher die Neckarstadt hatte verlassen müssen. Sonst waren die Heidelberger Burschen in den Äußerlichkeiten wie im Geiste den übrigen gleich: sie trugen ebenfalls den Sammetschnürrock, der aus totaler kostümgeschichtlicher Verwirrung der „altdeutsche" hieß, sie teilten die Wonne am Bardenmäßigen und Biderben und an Allem, was mit den harten Anlauten des südöstlichen Dialekts in mißverständlichem Altdeutsch ausgesprochen werden konnte, aber auch sie waren erfüllt von der reinen Sehnsucht nach Einheit und von den humanitären Ideen ihrer Brüder.

Zunächst äußerten sich diese überall im Verhältnis zu der sonstigen Studentenschaft. Zwischen dem politischen Leben der Staaten und dem Mikrokosmus einer Universität läßt sich eine überraschende Menge von Parallelen ziehen; nun begann man damit, die großen Wünsche, die man für das Vaterland hegte, praktisch auf die engere Umgebung anzuwenden: ein jeder Student sollte Freund und Bruder heißen, ein gleicher Bund sie alle in Einheit und Freiheit umschließen. Nicht länger war es ihnen möglich, die mit den Zeichen ihrer Tapferkeit geschmückt und

meist zu Offizieren avanciert aus dem Feldzuge auf die Universitäten als ernste Männer zurückgekehrt, sich in die alten Verhältnisse zu bequemen, sich wieder unter die Herrschaft des Pennalismus zurückzuzwängen, dessen Vertreter zumeist jüngere und unreifere Studenten waren, die während des Krieges hinter dem Ofen gesessen und nach wie vor weiter lebten, als hätten sie ihren Komment aus Muhammeds Gebot über die Andersgläubigen entwickelt. Schon waren an anderen Hochschulen Bünde entstanden, welche den Druck der alten Formen gebrochen hatten, in Jena eine Wehrschaft, in Halle Teutonen, in Gießen eine deutsche Lesegesellschaft, in Erlangen eine deutsche Brüderschaft, die Korps selbst lenkten bereits vielfach in mildere Bahnen ein. Dann kam der Tag heran, welcher zum Geburtstag des ersten nationalen großen Bundes ward: der 12. Juni 1815, an dem zum ersten Male die „Burschenschaft" mit den fliegenden Fahnen der in ihr vereinigten Landsmannschaften über den Jenaischen Markt, die Saalgasse herunter hinüber zur „Tanne" an der Camsdorfer Brücke zog, der Tag, an dem zum ersten Male in ernstem, mächtigem Chor Arndts: „Sind wir vereint zur guten Stunde" und nach dem feierlichen Bundesgesang sein herrliches, sehnsüchtiges Lied von des Deutschen Vaterland erklang.

Um dieselbe Zeit aber bildete sich in Heidelberg erst eine Vorläuferin der Burschenschaft heran, die „Teutonia". In der Mitte der kleinen Schar von Neuerern stand der stud. Walther aus Düsseldorf, neben diesem seltener genannt, aber die eigentliche Seele des Ganzen der ältere Bruder jenes Karl Follenius aus Gießen, dessen scharf gezeichnete Person Treitschke in seiner vielfach treffenden Schilderung der burschenschaftlichen Bewegung doch zu charakteristisch in den Vordergrund gezogen hat. Auch August Adolf Follen war eine hochbegabte Natur in männlich schöner äußerer Erscheinung, ein feuriger Redner und talentvoller Dichter, ein Mann, der in seinem späteren Leben zu

ruhigeren, gemäßigteren Ansichten neigend manche Übereilung seiner Jugend erkannte, damals aber, als Heidelberger Student, erfüllt war von völkerbeglückenden Umsturzideen, ein Jacobiner in der blinden Verfolgung seiner revolutionären Theorien, Alles in Allem eine fast dämonische Gestalt, die manch ideales Jünglingsherz unlöslich an sich fesselte, aber noch mehr die größere Zahl der Besonnenen in Scheu vor einer derartigen Diktatur fern hielt.

Bald sah sich Walther gelegentlich einer Mensur vor die Entscheidung gestellt, ob er sich dem Komment der Korps fügen wolle; er verweigerte es und kam in Verruf. Die akademische Behörde erfuhr davon und citierte die beiderseitigen Führer; da konnten nun die Korps erklären, ihr Komment sei zur Aufrechterhaltung des guten Tones zweckmäßig und notwendig, das bestätige auch die Majorität der Renoncenschaft; Walther sei durch seine Weigerung durchaus gerecht in den Verruf gefahren. Diesmal hatten sie die Sympathien des Senats deutlich auf ihrer Seite; durch seine Vermittlung indessen wie durch die Verhandlungen der Parteien selbst ward eine Zurücknahme des Verrufs herbeigeführt, der sogleich weitere Annäherungen folgten. Mit großem Geschick bemächtigten sich die Wortführer der Waltherschen Partei auch der Interessen des neutralen Teils; das schließliche Resultat war, daß die Korps für den Sommer auf ihrem Seniorenkonvent den „repräsentierten Renoncen“ eine siebente Stimme neben den eigenen sechs — statt der früheren Ober- und der Niederrheiner erscheinen jetzt einfach „Rheinländer“ — zugestanden. Der immerhin aussichtsreiche Erfolg, den in bedeutsamer Weise beide Parteien als ein Provisorium ansahen, hatte ein beträchtliches Anwachsen der Teutonen zur Folge, auch der Senat erkannte trotz aller Furcht vor Follenius an, daß die letzteren nunmehr die besseren Studenten vereinigten.

Mit dem Beginn des Wintersemesters (1816/17) forderten die Korps, die nur den Maßstab ihrer eigenen Einrichtungen anzulegen vermochten, eine genauere Stellungnahme von den

Teutonen, deren engeres Zusammenhalten durch die bei den Korps übliche Bezeichnung als „repräsentierte Renoncen“ doch nicht zu verdecken war und die als ein wirklicher exklusiver Bund Alle, die nicht rein germanischen, deutschen Blutes waren, fernhielten. Auf die gestellte Alternative wiesen die Teutonen jedoch die Möglichkeit, daß sie selbst den Charakter eines Korps annehmen könnten, kurz von der Hand und erklärten ihrerseits, den Komment würden sie auch fernerhin zwar nicht garantieren, aber doch mit Ausnahme einiger Punkte anerkennen, die ferneren Beschlüsse des Seniorenkonvents dagegen nur, so weit dieselben ihren Ueberzeugungen nicht zuwider liefen; bei irgendwie billichen Ansichten der Konventsmitglieder sei übrigens ein solcher Konflikt nicht zu erwarten. Die wieder stärker gewordene Spannung hatte inzwischen in einer Menge von Forderungen lebhaften Ausdruck gefunden. Jene von einer starken Partei gegenüber den ca. 110 Studenten der Korps immerhin maßvolle Erklärung veranlaßte entscheidende Verhandlungen außerhalb des Konvents, bei denen die Teutonen durch Follen, Wippert und Kretschmer vertreten waren; diese erreichten wiederum einige Konzessionen und bewogen besonders die Westphalen zur Nachgiebigkeit; nachdem sie sich entfernt hatten, wurden jedoch die Senioren andern Sinnes und beschlossen die den „Repräsentierten“ zugestandene Stimme ganz zurückzuziehen.

Die Mitteilung dieses Beschlusses an Follen war gleichbedeutend mit der Kriegserklärung. Im Namen der Teutonen zeigte der stud. v. Pape aus Hannover den Korps, deren hitzige Vorkämpfer die Kurländer waren, an, daß für Erstere der Konvent fortan nicht mehr existiere; unvermeidlich folgte als Antwort die Verrufserklärung. Zum öffentlichen Skandal war nun nicht mehr weit. Der Kurländer und der Westphale, welche den Verruf übermitteln sollten, begegneten Pape, der mit Follen spazieren ging; sobald dem Ersteren ihr Auftrag ausgerichtet war, schlug er Beide ins Gesicht und es entstand auf offener

Straße eine Prügelei. Die Erregung der beiden Teile stieg bis zum Äußersten; die Teutonen zogen sämtlich mit ihren Waffen in ein Haus jenseits des Neckars, wahrscheinlich die Hirschgasse, um hier den erwarteten Angriff gemeinsam abzuwehren.

Gänzlich vergebens war anfänglich die Einmischung des Senats. Sowohl in den Orten aufwärts am Neckar, wie in Leimen und Wiesloch ließ er scharf auf den Vollzug von Pape's Pistolenmensuren vigilieren; unterdessen schossen sich die Gegner auf dem bairischen Rheinufer; beim zweiten Kugelwechsel des ersten Duells erhielt der Teutone einen Schuß in den Oberschenkel. Vergeblich verlangte der Senat ferner die Aufhebung des Verrufs, der ja als die schlimmste akademische Eigenmächtigkeit galt: gegenüber seinem Drängen gelobten sich die Korps ehrenwörtlich untereinander, die repräsentierten Renoncen nur dann des Verrufs ledig zu erklären, wenn sie sich sämtlich herauspauken würden, eine Forderung, die schon wegen der ernsthaften Entstehung des Streites ebenso thöricht gegenüber den Teutonen, wie überhaupt unannehmbar für den Senat war.

Bald darauf aber erfolgte etwas gänzlich Unerwartetes: Die Kurländer und Westphalen kündigten die Vertretung im Seniorenkonvent, die übrigen vier Korps lösten sich auf, garantierten fortan den Komment nicht mehr und erklärten, daß demgemäß auch der auf Grund des Komments verhängte Verruf sie nicht mehr kümmere. Die übrigens nicht mehr zahlreichen Mitglieder jener beiden anderen Korps blieben ohne Wanken bei ihrem Ehrenworte und wurden nun alle relegiert; sie zogen auf die Dörfer, lebten dort vergnügt, empfingen häufigen Besuch aus Heidelberg und verbrauchten viel Geld, wodurch der Senat, der sich von dem des ersten Jahrzehnts durch schnell wechselnde Stimmungen und Entschlüsse unterscheidet, mit veranlaßt wurde, jetzt wieder ganz zur Milde gegen die Korps einzulenken.

Um dieselbe Zeit ward Adolf Follen aus Heidelberg verwiesen. Am 28. Januar meldete der engere Senatsausschuß

nach Karlsruhe, daß er diesem „hitzigsten mit überspannten Ideen angefülltesten Kopfe" unter den Renoncen auf Grund notorischen Unfleißes das akademische Bürgerrecht entzogen habe. Das Ministerium verstand, es fügte sogar seiner Billigung der ungewöhnlichen Maßregel noch allerhand nicht mehr nötige Weisungen gegen Follen hinzu; außerdem forderte es nun — aber ohne Erfolg — auch die gänzliche Ausrottung der altdeutschen Tracht, der Senat habe „sämtliche Akademiker zu einer anständigen, gesitteten und auf Bildung und äußeren Anstand Anspruch machenden jungen Leuten geziemenden Kleidung anzuweisen".

So waren die Teutonen von der finsteren und schroffen Persönlichkeit Follens befreit, glücklicherweise ehe dessen Ansichten allgemeinen Anklang gefunden; für die Renoncen war aus dem Wege geräumt, was sie hauptsächlich gehindert hatte, Jenen beizutreten. Viele der bis dahin neutralen Studenten schlossen sich an; auch die Mitglieder der früheren Korps näherten sich vielfach nach dem vergeblichen Widerstande gegen die mächtigere Strömung; einzig die ehemaligen Rheinländer und Inländer entfernten sich mehr und mehr und bewirkten durch die Äußerungen ihres Mißvergnügens nur den festeren Zusammenschluß der nationalen Partei. Aus dieser aber ging am Beginn des Jahres 1817 die erste wirkliche Heidelberger Burschenschaft hervor.

VII.

Die Heidelberger Burschenschaft.

In den Mittelpunkt der Bewegung war ein älterer Student getreten, der, auch ein Schwärmer wie Follen, in seiner ganzen Art doch dessen direktes Widerspiel war, F. W. Carové aus Koblenz, eine der sympathischsten Persönlichkeiten in der ganzen Geschichte der deutschen Burschenschaft. Seiner durchaus idealen, milden Natur entsprach eine unendlich humane Weltanschauung,

die viel zu allumfassend war, um eine spezielle Theorie zu erzeugen; von jedem politischen Doktrinarismus war er weit entfernt. In ihm verband sich fromme, wenn auch etwas selbständige Religiosität mit einem ausgeprägt romantischen Hange und einem starken Zuge zu allem Mystischen und Wunderbaren; bei den merkwürdigen Magnetisierungsexperimenten, die in diesen Jahren der Professor Schelver zum Kummer seiner Kollegen mit dem blinden „Seher" und Tüncher Auth vornahm, war neben der Frau von Krüdener der eifrigste Besucher und Schüler unser Carové. Es ist ferner wohl nicht bekannt — wenigstens erwähnt es Weber nicht, der auf Seite 179 seiner „Erinnerungen" Carové einige freundliche Zeilen widmet —, daß der alte Burschenschafter im Jahre 1821, gerade zur Zeit der Mainzer Zentraluntersuchungskommission, nach seinem Weggange von Breslau sich in Heidelberg für philosophische Vorlesungen zu habilitieren gedachte. Die Fakultät, der seine Eingabe zuerst zuging, hatte „ihrerseits gegen die Gewährung des petiti Nichts einzuwenden", der engere Senat hütete sich nicht minder vor jeglicher Empfehlung und der Curator Frhr. von Zyllnhardt sah sich, wie er dem Ministerium bemerkte, „aus Rücksicht auf nicht unbekannte Verhältnisse" außer Stande auf die Genehmigung anzutragen. Natürlich erhielt Carové einen trockenen abschlägigen Bescheid.

Die Verfassung der neuen Burschenschaft war der der Jenaischen sehr ähnlich und sicher durch dieselbe beeinflußt. Das Statut fußte wie der Name selbst auf dem Gedanken der Identität des neuen Bundes mit der Studentenschaft; war dies insofern nichts Neues, als schon der Komment der Korps ein Gesetzbuch für alle Heidelberger Akademiker hatte sein sollen, so strebte doch die Burschenschaft, völlig verschieden von der Art jenes Oktroyierungsversuches, die Vereinigung Aller unter gleichem Rechte in einer einzigen Brudergemeinde ernstlich und vornehmlich an. Eine Einteilung fand zwar statt, aber durchaus nicht als eine prinzipielle.

Die Mitglieder wurden nämlich, lediglich für einige praktische Zwecke, durch das Loos in — damals 15 — Gruppen unter besonderen Vorstehern verteilt, welche letzteren je nach drei Monaten vor eine neue Wahl gestellt wurden; ein allgemeiner Kommers vereinigte allmonatlich die Gesamtheit.

Die eigentlichen Gesetze, welche statt zu sehr ins Einzelne zu gehen, Vieles der Tüchtigkeit des Gemeingeistes und dem Beispiele überließen, zeigen ernstes sittliches und wissenschaftliches Streben und Achtung vor den akademischen Gesetzen, ohne daß sie jedoch den Verboten der letzteren überallhin folgten: so untersagten sie renommistisches Auftreten, leichtsinniges „Burschen heraus"-rufen und alle Realinjurien, konstituierten ein Ehrengericht zur Prüfung sämtlicher Forderungen, ächteten jedoch durch den Verruf diejenigen, welche eine Beleidigung auf sich sitzen lassen oder die geforderte Satisfaktion verweigern würden.

In der Auffassung vom Wesen der Burschenschaft selbst lag der Keim eines schwer zu lösenden Widerspruchs. Mancherlei akademische Bürger waren von selbst von der Teilnahme ausgeschlossen, zum Beitritt ward auch Niemand gezwungen und die Urheber des Statuts sprachen, was als eine besondere Gutmütigkeit anzusehen war, aus, daß dasselbe keine Verbindlichkeit für Nichtmitglieder beanspruche. Auf dem Gedanken der Teilnahme aller Studenten basierten jedoch — gerade wie die nicht seltenen Duelle von Burschenschaftern untereinander — auch die Formen des Ehrengerichts; an diesem Punkte trat sofort deutlich hervor, daß die Verfassung nur im Prinzip für die ganze Studentschaft gegeben sei, in Wirklichkeit, im Einzelnen die eines Sonderbundes bleiben würde.

Am 23. Febr. 1817 nahm eine Versammlung von 170 Studenten die Verfassung der Burschenschaft für sich an; Carové hielt an dem Tage eine begründende und darlegende Rede, welche dem akademischen Censor (Zachariae) vorgelegt wurde, aber das imprimatur nicht erhielt und dann später in

Frankfurt gedruckt, jedoch gleich nach dem Erscheinen konfisziert wurde.

Der Umschwung war trotz seiner unaufhaltsamen Vorbereitung ein außerordentlicher zu nennen. Von den früheren Korporationen stand nur ein kleiner Rest noch zu seinem alten Panier, die Mitglieder des Korps der Schwaben, welche 20 Mann stark als Verein zusammenblieben und mutig den Kampf gegen die Burschenschaft aufnahmen. Sie hatten viele Konzessionen an den neuen Geist machen müssen, der in der akademischen Welt herrschte, alles pennalistische Wesen war gemildert, schon der Name Verein klang beruhigend, aber sie führten ihren Zirkel und ihr altes Gold-Schwarz-Weiß und in bezeichnender Weise lautete der erste Paragraph ihrer am 30. Januar 1817 angenommenen Statuten: „Der Verein hat den Namen Schwabenverein, weil er aus den Mitgliedern des aufgelösten Korps der Schwaben entstanden ist". Mit Erstaunen sahen sie auf das Anwachsen der Burschenschaft; ihrer ganzen Tradition lag so ferne, wie das das Ziel sein könne, allmählich wieder zu erreichen, was ohne den Bund auch vorhanden war: die allgemeine Studentenschaft; die damit verbundene Absicht, das ganze akademische Leben auf diesem Wege zu reinigen und zu vertiefen, hatte für sie doch nicht den Wert, wie die Konservierung der festen Formen gesellig-froher Verbindungen. Erkannte Mißbräuche waren sie übrigens selbst gesonnen zu beschränken und in dem Freiheitsdran;, der alle Welt beseelte, gestanden sie den Gegnern keinen Vorsprung zu. Das Wort Burschenschaft hatte keine andere sprachliche Bedeutung, als das erst später eingebürgerte „Studentenschaft", sollten die Akademiker wirklich einmal in Einheit leben können, so mußte die letztere basiert sein auf das kommentmäßige Zusammenwirken organisierter Unterabteilungen, für deren Einrichtung das landsmannschaftliche Prinzip ihnen das einzig maßgebende erschien; in diesem Sinne hielten auch sie eine allgemeine Burschenschaft für möglich und für wünschenswert.

Aus diesem Gedankengange entstanden die eigentümlichen sieben „Urkunden“ des Schwabenvereins, die sie vom 28. Febr. bis zum 3. März unter Beifügung ihrer Vereinsstatuten an die Burschenschaft sandten, ein sonderbares Gemisch klarer Polemik und verworrener Auseinandersetzungen, schwülstig, wie meist auch die Denkschriften der Burschenschafter waren, und dazu in eigenartiger Weise gespickt mit sehr zweifelhaften Aphorismen. Immerhin ist es interessant einigen Darlegungen zu folgen.

„Wir die sämtlichen Mitglieder des Schwabenvereins thun hiemit kund und zu wissen der gesamten Burschenschaft auf der hohen Schule allhier zu Heidelberg, solcher zu wissen besonders billich und nützlich, daß u. s. w.“, also lautet der schematische Anfang in modischem Altdeutsch. Nach der Erklärung, sie selbst seien ein „provisorischer Verein“, der einen Teil der allgemeinen Burschenschaft auf der Hochschule bilde und dessen Losung Freiheit und Gleichheit Aller sei, wenden sie sich spezieller an die Carové'sche Partei, die sich selbst anmaßend die Burschenschaft nenne und doch nur eine „Mittlerpartei“ sei; es sei ihnen, den Schreibern, unmöglich das weitläufige Gesetzbuch für die Burschenschaft anzunehmen, unbestimmt sei deren Zweck wie Name, unklar ihre Stellung gegen den Senat und gegen außenstehende Studenten. Der Schwabenverein wolle selbst die allgemeine Burschenschaft und auch in dieser würden alle gleiche Rechte haben; welche Stellung in ihrer allgemeinen Burschenschaft die im Verruf Stehenden einnehmen würden, ließen sie im Unklaren. Das Ganze wollten sie in Landsmannschaften eingeteilt wissen, ohne nachteilige Auslegung dieser Bezeichnung. „Die Notwendigkeit der Landsmannschaften beweist sich durch das natürliche Gefühl und dadurch, daß nur durch sie ein Gemeingeist der Studenten möglich wird. Denn durch willkürliche Klassenmischung entsteht Mißtrauen, Unzufriedenheit und Hinterlist, und der Gemeingeist wird unmöglich, weil der Gemeinsinn für die Klasse fehlt“. „Da nun zur allgemeinen Burschenschaft

jeder Student gehört, so muß auch jeder in seiner gehörigen Landsmannschaft sein, d. h., es darf keine Renoncen mehr geben, Jeder muß sich zu seinen Landsleuten melden und halten. Dadurch ist der Keim alles Übels erstickt." Zu dem Zwecke müssen für die Landsmannschaften so liberale Bestimmungen gegeben werden, daß Jeder ohne Opfer in ihnen leben könne. Die Vorschläge über die Gesetzgebung und Verwaltung des Ganzen halten sich durchaus an das alte Muster des Seniorenkonvents. Beigefügt war auch ein geographischer Einteilungsentwurf für 7 deutsche Landsmannschaften, die Ausländer sollten nach eigenem Befund eine oder mehrere Gruppen bilden. „Alle Völker, bei denen die Stammeseigenheiten vertilgt wurden, sind untergegangen oder ein Spielball schlauer Herrscher geworden." „Ihr habt ein Vorurteil gegen die Landsmannschaften, weil Ihr vielleicht ihren Druck erfahren oder ihn größer wähnet. Das soll nun Alles aufhören und nun etwas viel Besseres entstehen". „Das Alte ist ab und todt". Ein Gedankensplitter ist eingekleidet: „Die Wissenschaft kommt mit dem Leben freilich nicht in Zwiespalt, aber der Student, solange er auf seine Ehre sieht, er mag sich halten, wie er will, solange er Mensch ist, muß er nicht bloß Geist sein wollen".

Die Burschenschaft war der langatmigen Korrespondenzen überdrüssig, zumal die Schwaben am 1. März schrieben: „Es ist also unser ernstlicher Wunsch und Verlangen, daß die Mittlerpartei sich künftighin nicht mehr als allgemeine Burschenschaft in den Eingaben an uns unterschreibe"; sie verlangte eine entscheidende mündliche Verhandlung, aber die Anderen mochten in der schriftlichen Deduktion ihre Stärke sehen und lehnten den Vorschlag ab unter Einsendung des kunstreichen Schemas für eine schriftliche Disputation, in dem zur Bezeichnung der verschiedenen Rubriken für Frage und Antwort die Buchstaben des lateinischen, griechischen und schließlich gar des hebräischen Alphabets in den mannigfachsten Kombinationen erschöpft waren.

Am 2. März 1817 unterbreiteten die Burschenschafter ihre Statuten dem Senat, die beigefügte Eingabe hatten Carové und die 15 Klassenoberen unterschrieben; am 14. folgten dann die Schwaben nach. Sie hatten durchaus gegen die Einsendung der Statuten, die die Gegner planten, protestiert: Der Student ist mündig, nur der Mündige kann Gesellschaften eingehen und beweist, indem er solche thatsächlich schließt, daß er mündig ist. Der Senat aber, der akademische Gesetze giebt, betrachtet den Studenten damit als unmündig; ergo, die geschlossenen Gesellschaften gehen ihn gar nichts an. — Nun blieb ihnen nichts übrig, als jenem Vorgange zu folgen. Ihr Komment war von einer ausführlichen Urkunde begleitet, sie beklagen sich darin, daß die Burschenschaft die Verhandlungen abgebrochen habe, welche ihr Verein eingegangen „von dem Wunsch beseelt bilden zu helfen, wovon sie [Jene] sich den Namen ungerechter Weise schon zugeeignet hatten“. Da in ihrer Vorlage von Duellen und Verruf nichts stand, so hofften sie fest, daß dieselbe genehmigt werden würde statt des Statuts der Burschenschaft, das sie dem Senat gründlich widerlegt zu haben glaubten.

Die Professoren, denen somit zum ersten Male die Gründung studentischer Verbindungen von diesen selbst notifiziert wurde, urteilten jedoch sehr selbständig. Über die Burschenschaft hatte der Senat, der in einem Gutachten ans Ministerium alle Vorzüge und Fehler beider petitionierenden Parteien abwog, hauptsächlich die Meinung: „Der Verein kann der Ordnung insofern gefährlich werden, als er inniger zusammenhält, als die Verbände früherer Landsmannschaften“, man sei jedoch überzeugt, „daß die gegenwärtige Mehrzahl der Mitglieder und vielleicht Alle das Gute und die Ordnung wollen“. An dem Schwabenverein tadelt er besonders die Übernahme alter landsmannschaftlicher Traditionen, wie die Kodifikation häßlicher Trinkregeln zu einem s. g. Bierkomment; er schließt mit dem Antrage, keine der beiden Korporationen zu dulden und als Surrogat ein von

der akademischen Behörde kontrolliertes allgemeines Ehrengericht aus der Mitte der Studenten heraus durch diese wählen zu lassen.

Eine wahre Pandorabüchse erschien den Geheimen Räten in Karlsruhe die beilagenreiche Sendung des Heidelberger Senats; bei allen zirkulierte der Verfassungsentwurf der Burschenschaft als das weitaus gefährlichste Schriftstück. Es befand sich nämlich in demselben als rechtsphilosophisches Prunkstück der Satz, persönliche Freiheit heiße „seine Eigentümlichkeit soweit äußern als nicht die Rechte eines Anderen dadurch gekränkt werden"; das werde die menschliche Gesellschaft zum Irrenhause machen, bemerkte Berckheim, jeder rechtliche Mann müßte ja, wenn das hier Niedergelegte Heidelberger Studentenbrauch würde, abgehalten werden, seinen Sohn in eine solche Pflanzschule der Ungebundenheit und Zügellosigkeit zu schicken. Von der Motivierung des Duellgebots durch das „Recht auf äußere Anerkennung innerer Ehre" wollte er gar nichts wissen, ebenso wenig freilich von dem Ehrengericht, das der Senat projektierte: das sei schon oft vorgeschlagen und nie zu Stande gekommen.

Die übrigen Mitglieder des Kollegiums variierten in ihren Kommentaren dasselbe Urteil und besonders das Resultat des Ministers, daß von den Vorrechten der Universitäten alles Ungemach herkomme. Schwerlich war der Senat erbaut von den Redewendungen, welche den Bescheid des Ministeriums begleiteten; er untersagte beide Vereinigungen, wie er ja selbst vorgeschlagen, und gab die Meinung der Regierung ausführlich bekannt, aber lebhaft protestierte er gegen den zweiten Auftrag, Akademiker von musterhaftem Betragen öffentlich zu beloben und erreichte denn auch durch eine Beleuchtung, auf welche Exemplare voraussichtlich der akademische Tugendpreis fallen würde, die Zurücknahme dieser von Berckheim ausgegangenen Institutsvorschrift.

Beide studentischen Parteien lebten nun im Sommer in herkömmlicher Unbekümmertheit, allerdings ohne Abzeichen, weiter und allmählich fanden sich nach dem Scheitern des großen

Projekts der Schwaben aus den Nichtburschenschaftern wieder vier Landsmannschaften zusammen. Erst ein Vorfall mitten im Semester entschleierte dem Senat, wie fruchtlos sein Verbot gewesen.

Am Anfang Juli fand zwischen beiden Gruppen der Akademiker eine diplomatische Annäherung statt in der Absicht, Jean Paul Friedrich Richter, der sich damals als das beglückte Opfer unendlicher Festivitäten und Huldigungen in Heidelberg aufhielt, ein studentisches Lebehoch mit Fackeln zu bringen. Der Erfolg der Verhandlung war aber wohl zweifelhaft, denn während derselben sandten die Korps zwei verkappte Abgeordnete zum Senat, um sich die Veranstaltung eines Fackelzuges, an dem übrigens alle Studenten teilnehmen würden, genehmigen zu lassen. Am nächsten Tage erschienen vor dem Senat mit derselben Bitte zwei andere Studenten, diesmal Burschenschafter, höchst unliebsam überrascht, daß die Gegner ihnen zuvorgekommen; der Senat, der die für momentan gehaltene Spaltung dringend beseitigt wünschte, gewährte die Gesuche unter der Bedingung, daß die Parteien sich gütlich und unter gleicher Besetzung aller Ehrenstellen einigen würden; geschähe das nicht, so dürfe überhaupt keine Feier stattfinden. Am 12. Juli war man sicher, daß die Einigung nicht gelingen würde; die vier Korps deuteten die Senatsklausel so, daß jede einzelne Korporation eine Stelle besetzen solle, die gegen 200 Mann starke Burschenschaft aber konnte sich unmöglich mit einer einzigen begnügen.

Die Lage war peinlich, da von dem Lebehoch schon der Held desselben und die ganze Stadt wußten. Da riskierten die Burschenschafter auf eigene Faust ihr Vorhaben auszuführen. Gegen 10 Uhr Abends zogen sie, die Mützen mit Eichenlaub geschmückt, von ihrem gewöhnlichen Festhause, der Hirschgasse, ohne Musik und Sang über die Neckarbrücke und stellten sich vor dem goldenen Hecht auf, hier plötzlich mit Fackeln umgeben, die durch 50 bestellte Leute im Hofe des Gasthauses, des Logis

Jean Paul's angezündet waren. Mächtig und feierlich erklang das dreifache Hoch auf „Jean Paul Richter, den Lieblingsdichter der Deutschen" und ihm folgte nun eine überschwenglich sentimentale, aber schöne und ernste Szene, ein echt Jean Paul'sches Stimmungsbild. Ein von Carové verfaßter Festgesang ward angestimmt, die erwählten Ehrenritter wollten sich zu Richter, bei dem Voß und Schwarz waren, hinaufbegeben, „da trat", so erzählte ein Teilnehmer, „der herrliche liebreiche Kraftmensch mit Thränen im Auge selbst in unsere Mitte. Jeder wollte ihn sehen, jeder ihn herzen; es war ein Kampf, seine Hände zu drücken. «O'», sagte er, «hätte ich nur hundert Arme, um sie alle Euch Allen zu reichen, ich weiß, Ihr wollt nur das Gute und das Rechte, wie sehr liebe ich Euch Alle!» Dann, indem er die sich immer darreichenden Hände fort drückte, sagt er: «Jede Hand ist ein Herz! — In meinen Werken könnt Ihr Euch irren, aber hoch erfreut es mich, daß Ihr in mir den deutschen Mann erkennt: Ja, für Deutschland, für Recht will ich wirken, bis ich sterbe!»"

In der laubumkränzten Mütze eines der Burschen ging Jean Paul eine Strecke mit ihnen über die Brücke, beim Abschiede sprach er noch die Worte: „Ich dachte jetzt mehr an Gott als an uns!" Die Burschen, noch immer überselig in Freude, Rührung und Begeisterung blieben in der Hirschgasse bis zur Polizeistunde beisammen, dann kehrten sie ruhig heim und erst ein später Schlaf leitete die Eindrücke des unvergeßlichen Abends in glückliche Träume hinüber. Das allseitige ungemein günstige Urteil über den Verlauf der ganzen Feier, die Selbstbescheidung der Teilnehmer und ferner die Rücksichtnahme auf Richter selbst milderte die Thatsache des direkten Ungehorsams sehr, aber ein anderes Faktum war zu Tage getreten und setzte den Senat geradezu in Bestürzung: das Fortbestehen der Burschenschaft lag unabweislich vor Aller Augen. Das Ministerium befahl auf die sofortige Nachricht das allerschärfste Vorgehen, und

in Heidelberg selbst hielt man noch am 22. die strengsten Maßregeln für unumgänglich, dann aber muß eine andere Auffassung die Oberhand gewonnen haben: am 25. gaben der Prorektor Zachariae und der Amtmann zusammen mit Wissen des Senats einen gutachtlichen Bericht ein, in dem sie nach Darlegung und Erwägung des ganzen Benehmens der Burschenschaft und ferner der wenig ermunternden praktischen Erfahrungen, die von jeher mit Verbindungsverboten gemacht waren, die gänzliche Niederschlagung der Untersuchung befürworteten.

Durch denselben Sommer zog sich bis zum Überdruß eine andere Angelegenheit hin, die Bestrafung v. Pape's wegen seines Pistolenduells. Seine Auslieferung von dem damals sehr wenig befreundeten bairischen Nachbar hatte Schwierigkeiten genug gemacht, dann hatte er in Heidelberg, wo er nach seiner bald erfolgten Heilung war, einige neue Händel, plötzlich wurde er auf Weisung des Ministeriums, das hinter ihm etwas besonderes vermutete, verhaftet. Gegen dieses unherkömmliche Verfahren erhoben seine Freunde sehr zornmutige Proteste, wirksamer als diese war jedoch die diplomatische Fürsprache, die der Sohn des hannöverischen Vizekonsistorialdirektors fand und die dann seine Freigabe gegen Ehrenwort veranlaßte. Nun fiel es Pape ein, den Rechtsgekränkten zu spielen, bis schließlich die Entscheidung der Affaire durch das Mannheimer Hofgericht ihm vier Wochen Haft zudiktierte, die er auf einem der Heidelberger Thore, der damaligen Zivilgefängnisse, absaß. —

Bei dem so berühmt gewordenen großen Wartburgfeste, das um den 18. Oktober 1817 in Eisenach zum ersten Male von überall her die Burschenschafter vereinigte, trat unter den Wortführern neben den Jenensern besonders der Leiter der Heidelberger Burschenschaft hervor. Carové, der katholische Student, hielt hingerissen von den Erinnerungen des Ortes, da das große Werk eines wahrhaft deutschen Mannes entstanden, am Morgen des 19. auf der Wartburg eine schwungvolle Ansprache, in der

er aufforderte „nach geistiger Freiheit zu ringen, wie Luther gethan“, seine Rede, eine der ausgezeichnetsten, schloß: „Ja, Alle soll nur ein Band umschließen, das Band der Ehre und der Liebe; und nur, wenn wir mit allen unseren besten Kräften an diesem Bande weben, nimmer und nimmer davon ablassen und auf Gott vertrauen, nur dann wird unser Werk gelingen, nur dann dürfen wir mit Stolz und ohne zu erröten einst wieder diesen Saal betreten und uns mit höherer Freude ins Auge schauen und sagen: Wir haben den Geist unseres Volkes verstanden und, was er damals von uns gefordert, so viel an uns war, erstrebt und vollbracht!“

Das mutwillige und für Manche allerdings ärgerliche satirische Nachspiel auf dem Wartenberge ist zu oft beschrieben worden, um hier wiederholt zu werden; es gehörte schon die ganze ungesunde Atmosphäre des damaligen Deutschland dazu, um aus dem improvisierten Autodafé ein Staatsverbrechen zu machen. Und brachte diese Szene auch äußeren Druck und Verunglimpfung über die Burschenschaft, so war dennoch ein allseitiges Erstarken derselben die Folge des herrlichen Festes. An dem Burschentage zu Jena 29. März bis 3. April 1818 waren die Heidelberger troß einer Abmahnung des Senats, der eben ein zweites Wartburgfest fürchtete, beteiligt, vertreten durch die Holsteiner von Lette und von Koppe, ebenso wirkten sie mit, als im Oktober 1818, abermals zu Jena, der alle Universitäten umspannende Bund der allgemeinen deutschen Burschenschaft beraten und beschlossen wurde.

Im ganzen ungestört bestand die Heidelberger Burschenschaft fort, ohne ihrerseits Aufsehen zu veranlassen; einmal forderte die Regierung, veranlaßt durch Freiburger Vorkommnisse einen Bericht und erhielt die Antwort: „Der Senat vermag zwar nicht zu behaupten, daß unter den Studierenden der hiesigen Universität dermalen überall keine gesetzwidrige Verbindungen bestehen; da wir jedoch aus mehreren Thatsachen, die zu unserer

Kenntnis gekommen sind, abnehmen dürfen, daß die ehemaligen Korps oder Landsmannschaften sich beinahe sämtlich aufgelöst haben, auch überhaupt der Eifer für Verbindungen dieser Art bedeutend erkaltet ist, da ferner nirgend Spuren einiger Spannung zwischen Solchen, die zu einer Verbindung gehören mögen, und Anderen sich erkennen lassen, da die letztere Klasse von Studierenden den unverhältnißmäßig größeren Teil der Gesamtheit ausmacht und da von Anmaßungen der ersteren seit langer Zeit nicht das geringste vorgekommen ist", so liege nach dem Erachten des Senats zu erneuten Verboten und Dehortatorien kein Grund vor.

Das hatte gelautet, als interessierten das Ministerium nur die alten Verbindungen landsmannschaftlicher Art. Bald darauf, im August 1818, konnte jedoch der Senat nicht umhin, offiziell von der Burschenschaft Notiz zu nehmen. Diese hatte einen Studenten in den Verruf gesteckt wegen eines Betragens, das die Universitätsbehörde selbst veranlaßte, ihn aus Heidelberg zu entfernen, aber auch der Überbringer der Erklärung wurde relegiert, und seinen beiden Zeugen wie der ganzen Burschenschaft konnte der Senat, obwohl er die letztere jetzt mit ganz anderen Augen ansah als anfänglich, die Strafe ebenfalls nicht ersparen. In seinem Berichte tritt er, sein eigenes Verhalten verteidigend, mit ziemlicher Wärme für sie ein; anerkannt habe er Form und Namen der auf eine nicht unmerkliche Weise zusammenhaltenden Burschenschaft nie, aber sie alle, die Professoren, seien überzeugt, daß der Student irgendwo auf Universitäten „schwerlich je ohne alle äußeren Verbindungen leben werde, daß selbst die umfassendste Untersuchung und Bestrafung die Neigung zur Erneuerung derselben nicht zu tilgen vermag und daß solche umfassenden Maßregeln jederzeit auf das Gedeihen einer Universität von zu nachteiligem Einflusse sind, um deren Vorkehrung ohne die dringendste Veranlassung ratsam zu finden." „Die Mitglieder betragen sich fast ohne Ausnahme vorzüglich gesittet und

anständig, gehören zugleich zu den fleißigsten unter den hiesigen Studierenden und vollziehen untereinander selbst nur selten Duelle." Ein solches Urteil ließ allerdings gegen Maßregeln protestieren, die mit Unterdrückung der Burschenschaft die dem Senat sehr bedenkliche Diktatur der Landsmannschaften wieder erneuert haben würden. Zum Schlusse kam in alter Art der Antrag: die Verbindungsverbote zu wiederholen, aber nach der schon vollzogenen Bestrafung der drei Verrufsboten die Übrigen zu amnestieren. Recht grämlich stimmte das Ministerium zu; wieder einmal überdauerte die Heidelberger Burschenschaft eine Auflösung.

Aber nicht mehr lange, da stiegen schwarze unheilvolle Wolken auf und verdeckten die Morgensonne der Burschenschaft, da bereitete sich das Verhängnis des ganzen Bundes vor. Aus der Mitte der „Unbedingten", einer Gruppe, die fernab stehend von den lauteren burschenschaftlichen Ideen sich zwar aus Leuten zusammensetzte, die zur Burschenschaft zählten, aber aus solchen, welche ihren Ärger über die Lauheit der Burschenschaft unter einander austauschten, aus dieser Fanatiker Kreise gingen die Keime hervor, die den jungen nationalen Bund der deutschen Universitäten und mit ihm die früheste, reinste Burschenschaft auf immer vernichteten: das Verbrechen eines Einzelnen, das den Traum von Tausenden zerstörte, die That Karl Ludwig Sand's, welcher am 23. März 1819 den Dolch in die Brust Kotzebue's stieß, des Mannes, auf dessen nichtswürdiges Leben nichts als sein Tod einen milden Schein wirft, den das Mitleid giebt. Ein mittelmäßiger und zugleich schwärmerischer Kopf, war Sand durch die Themata, wie sie in Karl Follens Umgebung abgehandelt wurden, ganz verwirrt worden, so daß in ihm der Gedanke entstand, die Theorien dieses Kreises zur Ausführung zu bringen, der Befreier, der Tell und zugleich der Winkelried seiner Nation zu werden. Mehr und mehr umklammern die unheimlichen Gedanken sein Herz, sie bemächtigen sich seines äußerst beharrlichen, ja starren Willens, auch seine Religiosität

schützt ihn nicht mehr, sie tritt in den Dienst der Stimme, die ihn zur That ruft. Und diese allein erfüllt ihn noch, schon gegen Weihnachten läßt er eine Franzosenklinge zu seinem „Schwerte“ umändern, dann wartet er auf die Arbeit des Handwerkers wochenlang. Umständlich bereitet er Alles vor, kein Zögern, kein Zurückschaudern mehr, die felsenfeste Überzeugung von der moralischen Höhe seines Vorhabens giebt ihm Sicherheit und Ruhe; bis zur letzten Minute zeigt er die Selbstbeherrschung, die unmöglich wäre ohne die blinde Herrschaft seiner Idee, erträgt er die sogar scherzende Verstellung, die ihn martert und doch ihm zur Gewohnheit wird, ein Fanatiker im Wollen, der mit kaltem Blute handelt. Die Lektüre der späteren Prozeßakten gestattet keinen Zweifel der persönlichen Überzeugung, daß er ein Emissär der „Unbedingten“ nicht gewesen, viel zu hoch denkt er von seiner Aufgabe, einzig wähnt er sich das auserlesene Rüstzeug des ewig gerechten Gottes. An der Schwelle der Freiheit, zu der er seinem Volke durch die Hinrichtung des einen Verräters den Weg gewiesen, will er freudig sterben; seit Monaten wiederholt er sich die Strophe Körners, die er auf seinen Dolch zu ätzen versucht:

„Das höchste Heil, das letzte, liegt im Schwerte!
Drück' Dir den Speer in's treue Herz hinein:
«Der Freiheit eine Gasse!» — Wasch' die Erde,
Dein deutsches Land, mit Deinem Blute rein!“ —

Ich weiß nicht, wie der frühere badische Prälat Ullmann hat erzählen können — oder ist es ein Mißverständnis Webers, der es überliefert? —, Sand sei mit ihm vor der Mordthat in der Mondscheinnacht am Neckar gewandelt. In Wahrheit hatte sich Sand vom Melibokus, dessen herrliche Fernsicht er vom Turm auf der Höhe genossen, quer durch die Rheinebene nach Mannheim begeben. Einen Lorscher Fuhrmann, mit dem er gefahren, entläßt er mit einem Scherz; als er Kotzebue nicht sogleich sprechen kann, wünscht er noch die Jesuitenkirche und ein Naturalienkabinet zu besehen· die Herren, in deren Gesell=

schaft er plaudernd mit gutem Appetit zu Mittag ißt, verläßt er: er habe noch einen Besuch bei dem Staatsrat von Kotzebue zu machen. Mit eisigem Blute beobachtet er sich selbst, während er den nie gesehenen Mann mordet; dann kehrt er einen zweiten, unbefleckten Dolch gegen das eigene Herz.

Es ist bis jetzt kaum beachtet worden, daß Sand, als er unter Verheimlichung seines Reiseziels Jena verließ, die Überzeugung hatte, der Burschenschaft, die er ja fernab ohne Verständnis sah von der Größe seiner Idee, dürfe seine That nicht angehören, er ließ ein Schreiben zurück, das seinen Austritt erklärte; nun war er ja nicht mehr Burschenschafter, ganz allein, frei; nun konnte, wie auch die Furcht der Schergen zetern und wüten, die schwunglose Moral der Guten und Schwachen tadeln und klagen würde, Alles nur auf sein eigenes stilles Grab fallen. Ob wirklich, als er einsam den langen Weg von Jena pilgerte, als er dann durch die zum Frühling herrlich erwachenden Gelände der Bergstraße streifte, ob sich da kein einziges Mal in die eiserne Unbeugsamkeit seiner Erlöseridee ein leise aufzuckendes Heimweh nach den treuen Eltern, nach dem kleinen Städtchen seiner Kindheit im fernen Fichtelgebirge stahl?

Um 6 Uhr war der blutüberströmte Körper Sands von dem Straßenpflaster vor Kotzebue's Hause in das Hospital verbracht worden, an demselben Abend noch eilten die Estafetten der Kunde voraus, die in den nächsten Tagen erschreckend und ergreifend durch ganz Deutschland, ganz Europa flog. Erst als die schleunigsten Erkundigungen ergeben hatten, daß der Mörder kein Heidelberger Student gewesen, als auch Krings, zur Rekognoszierung des Verwundeten nach Mannheim geschickt, erklärte, den jungen Mann nie gesehen zu haben, da atmete die badische Regierung von der gewaltigsten Besorgnis auf. Bald zeigte die von dem hochachtbaren Staatsrat von Hohnhorst gegen den langsam an seinen Wunden Siechenden geführte Untersuchung, daß Sand Burschenschafter gewesen; sein Austritt hatte nichts genützt, nichts nützen können. Das Ministerium des Innern

suchte die Berichte des Heidelberger Senats hervor und sah erst jetzt, daß es mit diesem mehrfach über eine Burschenschaft Schreiben gewechselt, welche trotz des Verbotes vom 5. April 1817 bestanden hatte; es neigte lange zur Einsetzung einer speziellen Kommission für Heidelberg, entzog aber schließlich doch bis zu diesem Grade dem Senat sein Vertrauen nicht. Schmerzlich bewegt sahen die Heidelberger Burschen dem drohenden Sturme, doch ohne Furcht entgegen.

Ihr Archiv ward zunächst verlangt, sie lieferten Alles aus. Die Papiere befanden sich in guter Ordnung und ließen bei genauester Prüfung nirgends eine Lücke erkennen; sie nun wurden zum Beweise, daß das Denken und Thun der Heidelberger Burschenschaft sich „lediglich auf die Sphäre des akademischen Lebens bezogen habe", sie zeigten, daß nicht hohle Phrase gewesen war, was Edles ihre Statuten vor zwei Jahren angelobt. Der Senat gewann Hoffnung, daß die Burschenschaft werde fortbestehen können und schrieb dem Ministerium: Er selbst wünsche ja aufrichtig, daß keine Verbindung bestehe, aber das sei ein Wunsch ohne Hoffnung auf Erfüllung. Unterdrückung bedeute fortwährenden Kriegszustand und den Ruin der Universität; er glaube nicht, daß jemals Studenten ohne irgendwelche Verbindungen leben würden, selbst dann nicht, wenn die Regierungen gemeinsam vorgehen würden. In der Burschenschaft hätten die neutralen Studenten ihren Schutz und ihre Stütze gesehen, deren beraubt, würden sie wieder gekränkt und zurückgesetzt werden, wie zuvor.

Großherzog Ludwig, so scheint es, war zufrieden, daß seine Heidelberger Studenten ganz ohne Verbindung mit dem Attentäter waren; er war sogar geneigt gewesen, sie mit jeder Untersuchung verschonen zu lassen und nur deswegen kam das nicht zur Ausführung, weil der Senat zur Zeit dieser Willensäußerung bereits die Papiere der Burschenschaft in Händen hatte. Wieder war das Ergebnis der in Karlsruhe genehmigte Senatsantrag

die Burschenschaft zu amnestieren, aber ihre Aufhebung zu proklamieren. Und in demselben Memorandum fügte der Senat nochmals bei, daß die Auflösung eigentlich fruchtlos und nicht einmal empfehlenswert sein werde.

Diesmal aber sollte sich das Schicksal erfüllen. Nach einiger Zeit hatte es Metternich in maßloser Ausbeutung des blutigen Dramas fertig gebracht, durch fortgesetzte Bearbeitung auch diejenigen Höfe auf seine Seite zu ziehen, welche noch nicht von selbst in Schrecken erzitterten; er hat den Namen der Burschenschaft zum schreckenden Popanz für unfolgsame Regierungen gemacht, auf lange Zeit hinaus zu dem gespenstischen Alp, der unaufhörlich die Hüter der staatlichen Ordnung drückte. Und was nunmehr in Karlsbad beschlossen wurde, war allerdings wohl geeignet, die „junge grüne Saat“ mit Stumpf und Stiel zu verderben.

Da lösten sich die Burschenschaften wirklich auf; allzusehr sahen sie Arglist und Verleumdung auf sich einstürmen. Die Jenenser hatten unter Karl August's Schutze am freiesten sich entwickeln dürfen, sie nahmen daher auch das landesherrliche Verbot am ernsthaftesten; am 26. Novbr. 1819 gingen sie nach wehmütiger Feier bewegt auseinander. Und damit sank der große Bund in Trümmer. Fast scheu standen die Burschen vor der Macht, die ihr reines Ideal zertrümmert; konnte das Menschentrug allein vollbringen? Gott hat es gelitten, so sangen sie demütig im Scheideliede, wer weiß, was er gewollt!

Das Jahr 1819 schließt einen Abschnitt in der Vergangenheit der Heidelberger Studentenschaft scharf ab. Die Schranken sind gefallen, welche geraume Zeit Gemeinsamkeit und Verkehr gehemmt, zu neuen Parteibildungen gewahrt man erst unwesentliche Keime, die Bürger der Ruperto-Carola sind ein unge-

trenntes Ganze. Einig bestehen sie die Abenteuer der Neujahrsnacht 1819/20, durchkämpfen sie gegen die abermalige Beschränktheit eines Heidelberger Stadtmonarchen den Zwist, der aus dem Sturm auf das Wirtshaus zum großen Faß entspringt.

Eine bedeutende Periode der Hochschule und der Studentenschaft ist es ohne Zweifel, in die auch das hier Erzählte fällt. Aus dem Schutt der Jahrhunderte, der die einstige Blüte der Hochschule deckt, wird des alten Ruprecht Schöpfung neuer Ruhmeshöhe sorgsam entgegengeführt, Heidelberg hebt sich wieder zu einem der vorzüglichsten Mittelpunkte der akademischen Welt und es wird die Hochburg des schönsten, poesievollsten Burschentums. Im studentischen Leben ringt sich aus anfänglichen Wirren eine straffe Form zur Herrschaft empor, bis dann neben sie ein Kämpfer tritt, der sie endlich erdrückt, und der Sieger erliegt äußerlich wie innerlich der unverschuldeten Verfolgung. Niemals sind sie wieder in die Öffentlichkeit mit der Eigenart getreten, die beide für unsere Periode charakterisiert, weder das landsmannschaftlich-pennalistische, jedoch vollkräftige Korpswesen, noch die träumende Burschenschaft, die kein Sonderbund sein wollte.

Absichtlich nicht ohne jeden Beifall oder Tadel, aber mit rein geschichtlichem Bestreben habe ich gesucht, das Bild festzuhalten, das sich mir nicht ohne Mühe bot: gar Wenig im Vergleiche schlägt in schriftlichen Vermächtnissen sich nieder aus der bunten Fülle des Studentenlebens, das zu lebendig, zu reich an Formen und Ideen in seinem Ganzen und in den Individuen pulsiert. Man wolle darum Nachsicht üben, wo man das Bild matt oder unklar findet, hinzufügen habe ich so wenig gewollt, als verwischen.

Am wenigsten vermochte der Blick auf unsere Tage die Feder zu lenken. Es bedarf nur eines etwas schärferen Blickes, um zu erkennen, wie schnell im Studentenleben der Inhalt der

Namen und die Gruppierung wechseln, wie mächtige psychologische Wandlungen der veränderliche Zeitgeist in die vorhandenen Formen preßt; alte Rivalen vereint vielleicht der Kampf gegen einen unter dem Schutze der Obskurität erstarkten gemeinsamen Feind. Was in diesen Blättern erzählt wurde, liegt trotz der Spanne weniger Jahrzehnte unendlich weit hinter der Gegenwart.

An Kontrasten freilich wird es auch in der Studentenwelt nie fehlen und immer werden die wirklichen Gegensätze den Parteiungen und dem langnachschleppenden Gezänke des Tages weit vorauseilen. Aber das allein macht ja das Ganze nicht aus, das Alles verflüchtigt sich in der Poesie und Herrlichkeit des Burschenlebens und ist verblaßt, verschwunden in der trautwehmütigen Erinnerung an die Studienzeit und an des Lebens Frühling, der nur einmal kommt, im Bilde der wunderschönen Stadt, wie sie Hölderlin schildert:

„— schwer in das Thal hing die gigantische
Schicksalskundige Burg, nieder bis auf den Grund
Von den Wettern gerissen;
Doch die ewige Sonne goß

Ihr verjüngendes Licht über das alternde
Riesenbild, und umher grünte lebendiger
Epheu; freundliche Wälder
Rauschten über die Burg herab.

Sträuche blühten herab, bis wo im heiteren Thal
An den Hügel gelehnt oder dem Ufer hold
Deine fröhlichen Gassen
Unter duftenden Gärten ruhn."

In **Carl Winter's Universitätsbuchhandlung** in **Heidelberg** sind erschienen:

Die Fee von Heidelberg. Festspiel in drei Aufzügen von **K. R. W. Uschner.** Zur 500jährigen Jubelfeier der Universität Heidelberg. 16°. eleg. brosch. 1 *M.*

Hans Landtschadt von Staynach. Ein Kulturbild der Reformationszeit von **Rudolf Bernhard von Walther.** I. Im Schwalbennest. II. Zu Heidelberg. III. In Neckarsteinach. Zweite Ausgabe. Im Jahre des Universitäts-Jubiläums. 8°. brosch. 2 *M.*

Die Heidelberger Universitäts-Jubiläen der früheren Jahrhunderte von **K. Rupertophilus.** Im Jahre des Universitäts-Jubiläums. 8°. brosch. 20 *Pf.*

Karl Friedrich von Baden. Zum 150. Geburtstage. Von Dr. **Arthur Kleinschmidt,** Dozenten der Geschichte an der Universität Heidelberg. Mit einem Bildnis Karl Friedrichs nach A. Demarle. 1878. gr. 8°. brosch. 6 *M.*

Elisabeth Charlotte (Lise-Lotte), Herzogin von Orleans. Eine deutsche Prinzessin am französischen Hofe. Von Dr. **Theodor Schott,** Professor in Stuttgart. 1881. 8°. brosch. 80 *Pf.*

Kurze Beschreibung des Amtsbezirks Heidelberg für Schule und Haus. Von **H. Schmitthenner,** Dekan in Kirchheim. 1878. 8°. brosch. 20 *Pf.*

Karte der Umgegend von Heidelberg. Entworfen und gezeichnet von **J. Brugier.** Stich und Druck von **H. Petters,** Kartograph. Institut in Hildburghausen. Mit Angabe der Spaziergänge und Ausflüge. 40 *Pf.*

Liederbuch für deutsche Studenten. Zweite Auflage. Im Jahre des Universitäts-Jubiläums. 16°. In eleg. Wachstucheinband. 1 *M.*

☛ Ohne die meist bekannten Melodien eine Auswahl der sangbarsten Lieder.

Druck von Julius Groos.